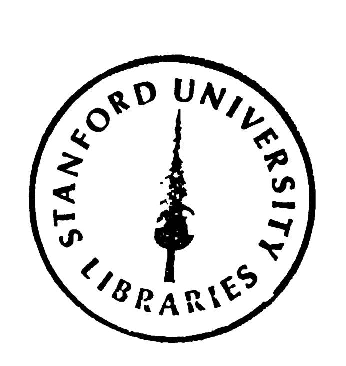
Alt-
und
Neu-Wien.

Beiträge
zur
Beförderung lokaler Interessen
für
Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben
von
Heinrich Adami.

Zweites Bändchen.






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Alt- und Neu-Wien.

Beiträge

zur

Beförderung lokaler Interessen

für

Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben

von

Heinrich Adami.

Zweites Bändchen.

Wien, 1841.

Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, in Commission bei Heinrich Hunger.

Inhalt
des zweiten Bändchens.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Alt- und Neu-Wien.

Beiträge
zur
Beförderung lokaler Interessen
für
Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

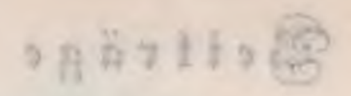
(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben
von
Heinrich Adami.

Zweites Bändchen.

Wien, 1841.
Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, in Commission bei Heinrich Hunger.



Inhalt

des zweiten Bändchens.

Ueber den Luxus der Mittelklasse.

Es ist eine sehr traurige Erfahrung, welche uns die Mittelklasse in allen großen Städten ohne Ausnahme, und zum Theile nun schon auch an kleineren Orten darbietet, daß sie immer mehr scheinen will, als sie ist. Wie sonst bei keinem anderen Stande ist hier die Sucht vorherrschend, über seine bürgerliche Stellung und Vermögensverhältnisse hinauszuleben, und es in allen Dingen, welche auf eine gewisse Oeffentlichkeit berechnet sind, den höheren Klassen der Gesellschaft gleich, wo nicht gar zuvor zu thun.

Nicht von einzelnen Beispielen rede ich hier, deren es wol zu allen Zeiten gegeben hat, sondern leider davon, daß jetzt fast nur die wenigsten Familien aus dem eigentlichen Bürger- und Gewerbsstande dem, man möchte sagen, epidemischen Umsichgreifen des Aufwandes und der Verschwendung unzugänglich geblieben sind.

Man erinnere sich nur, wie es vor Zeiten in reichen oder bemittelten Bürgershäusern gehalten wurde, ob es jemals erhört war, daß solche Familien jeden Abend bei einer anderen Unterhaltung zubrachten, kein neues Schauspiel, keine neue Oper, kein Ballfest, kein Concert unbesucht ließen, eine Reihe fürstlich meublirter Gemächer be-

wohnten, gallonirte Bediente, Kammermädchen, französische Köche hielten, jeden Sommer regelmäßig ein Bad besuchten, in den elegantesten und theuersten Equipagen erschienen, Gesellschaften, Spiel, kostspielige Gastereien gaben u. s. w., und man wird hoffentlich nicht sagen, daß die Klage über den Luxus der Mittelklasse auf einer leeren Einbildung beruhe.

Mehr oder minder auf diese Weise zu leben, verlangt die Mode, der sogenannte gute Ton, und die Wenigsten fühlen sich stark genug, sich dem harten Gesetze dieses Tirannen zu entziehen. Von Jenen, welche die Mittel dazu haben, könnte man sich allenfalls dieses Heraustreten aus ihrem Stande noch gefallen lassen, so lange sie nur das Erträgniß ihres Erworbenen dazu verwenden, obgleich ihr erkünsteltes »Nobelthun,« die ängstliche Verheimlichung jenes Gewerbes oder Geschäftes, dem sie eigentlich ihren Wohlstand verdanken, auch sie von dem Vorwurfe der Lächerlichkeit nicht befreien kann; ernstlich traurig wird aber die Sache bei denjenigen, welche die nöthigen Geldmittel nicht haben, und dennoch »gerne Alles mitmachen und sich in der Welt sehen lassen wollen.« Was haben wir hier nicht für abschreckende Beispiele erlebt, wie oft durch einen so unverhältnißmäßigen Aufwand die besten und einträglichsten bürgerlichen Gewerbe in Mißkredit gebracht, und in der kürzesten Zeit ihrem Ruine entgegen geführt wurden. Unter hundert Fällen eines Konkurses sind vielleicht kaum zehn, welche durch ein von Außen kommendes, zufälliges Ereigniß, ein Unglück ausbrachen; die übrigen neunzig sind durch eigene Schuld des Betheiligten herbei-

geführt worden, und die »schlechten Zeitumstände,« auf die man sich zum falschen Troste immer so gerne beruft, sind eine kahle, nichtsbedeutende Entschuldigung. Klagt nicht darüber, daß sich die Zeiten verändert haben, sondern vielmehr, daß ihr selbst so ganz anders geworden seid, und von dem, wie es ehedem in eurem Stande Gebrauch und Sitte war, nichts mehr wissen wollt!

Eleganz und Aufwand in allen Dingen sind jetzt an der Tagesordnung. »Nur nobel!« heißt die Losung. Keiner ist mehr mit dem zufrieden, was er ist und was er hat, ein Jeder will höher hinaus. Um es den Anderen zuvorzuthun, wirft man das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, und wenn man damit fertig ist, macht man Schulden. Wie lange eine solche Wirthschaft dauern kann, und ob Weib und Kinder, des Mannes heiligste Sorge, einst darben müssen, darum kümmert man sich nicht.

Es lohnte sich wol der Mühe, dem nachzuforschen, was eigentlich diese Veränderung in Gesinnung und Sitte herbeigeführt hat, welche gegen die uns zugekommenen Ueberlieferungen aus der guten alten Zeit einen so schlagenden Kontrast bildet.

Nicht zu läugnen ist es, daß wir in unserem Jahrhunderte, das wir so gerne das Jahrhundert der Aufklärung nennen, sowol im Leben, als in der Kunst, Wissenschaft und Industrie einen Riesenschritt vorwärts gemacht haben. Wie sich aber der Kreis unseres Wissens, und mit ihm zugleich der Kreis unserer Wünsche und Bedürfnisse erweitert hat, eben so wenig sind wir auch in der Ausbildung unserer Schwächen und Fehler zurück geblieben, und

je mehr uns der eben jetzt in der größten Blüte stehende Erfindungsgeist unserer Zeit Vergnügungen aller Art leichter, als sonst, zugänglich zu machen begann, je mehr wir durch die Bereicherung und Verfeinerung industrieller Kenntnisse unsere Bequemlichkeit und Lüsternheit auf anscheinend wohlfeilere Weise befriedigen lernten, um so mehr mußte auch unsere Genußsucht erhöhet werden, und so ist nach und nach gar Vieles, was wir als überflüssig, leicht entbehrlich, ja unpassend für unsere Standes- und Vermögens-Verhältnisse angesehen hatten, uns bereits zum wirklichen Bedürfnisse geworden.

Man begnügt sich aber nicht damit allein, sich das Leben bequemer und genußreicher zu machen, auch die menschliche Eitelkeit tritt in das Spiel, man will nicht weniger sein, als Andere, die höher stehen durch Rang und Geburt, und gedenkt dies damit zu zeigen, daß man den Gleich- und Tieferstehenden imponirt. Dies erzeugt dann jene unselige Rivalität, jene unglückliche Schwäche des Großthuns, die, durch immerwärende Reibungen und Gegenwirkungen hervorgerufen, sich tief hinab bis auf die untersten Stände der Gesellschaft erstreckt, und, gleich einem unheilbaren Krebsschaden, an dem Wohlstande des Volkes nagt und an seiner Moralität. Nicht das Haben macht jetzt mehr die menschliche Glückseligkeit aus, sondern, daß davon gesprochen, daß man darum beneidet, daß man in seiner bürgerlichen Stellung für etwas Höheres gehalten wird, als man wirklich ist. Man jagt nur nach dem äußeren Scheine, und vergißt darüber ganz, daß man selbst hiebei einzig und allein der Getäuschte ist.

Es wurde zur Beschönigung dieses, so wie vieler anderer Zustände, ein sehr geistreich klingendes Wort aus einer fremden Sprache bei uns eingebürgert, das Wort »Emancipation,« womit ausgedrückt werden soll, als wenn sich die früheren Zeiten insgesammt in einem Zustande der Unmündigkeit befunden hätten, und als wenn es erst unserem verjüngernden Jahrhunderte vorbehalten gewesen wäre, den Unterschied aller Stände auszugleichen. Diese Idee läßt sich recht hübsch und lockend auf dem Papiere ausmalen, allein im Leben werden ihr immer tausend Hindernisse der Unausführbarkeit entgegen stehen.

Wohin am Ende ein solcher Zustand führen muß, wenn man den Uebeln, die er in seinem Gefolge führt, nicht bei Zeiten und mit energischen Mitteln vorbeugt? — diese Frage mag sich jeder denkende Leser selbst beantworten.

Um aber das Uebel aus der Wurzel auszurotten, müßte vor Allem auf die Erziehung der Jugend hingewirkt werden. Diese müßte man dem, sie von Geburt an umgebenden Ueberflusse und Luxus zu entreißen, sie wieder an die einfache Weise zu gewöhnen suchen, welche sich für ihre Standesverhältnisse schickt. Was läßt sich von der Zukunft solcher Menschen erwarten, die schon in ihrer frühesten Kindheit von nichts anderem sprechen hören, als von Geld und Reichthum, die schon jetzt nach der neuesten Mode gekleidet, und ohne Auswahl allen Unterhaltungen der Großen beigezogen werden? Das Theater, schlecht französisch Sprechen, Sticken, etwas Klimpern auf dem Klavier, ein Bischen Singen, Romanlesen, Toilettemachen, Modejournale studiren, vielleicht sogar schlechte Verse machen, —

machen die Kenntnisse und Vergnügungen der meisten Mädchen, -- Tanzen, Fechten, Reiten, Kutschiren, Jagen, Tabakrauchen, Spielen, über Alles Schimpfen, das Alte belachen, das Neue vergöttern, — der meisten Jünglinge aus den reicheren, oder, wie man sagt, nobleren Bürgershäusern aus. Dies Alles muß erst wieder anders, es muß die Sitte früherer Zeiten wieder heimisch in diesen Kreisen werden, ehe von einer wahrhaften Verbesserung die Rede sein kann. Möchte das Beispiel einzelner Familien aus dem Bürgerstande, die, unberührt von den verführerischen Lockungen der Mode, noch im Style der alten Zeit leben und sich des Lebens freuen, die weise genießen und durch Sparsamkeit ihr Erworbenes redlich zu vermehren suchen, die ihre Kinder einfach erziehen, sie zu allem Guten und Nützlichen anhalten, mit den Tugenden der Häuslichkeit, Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Gottesfurcht vertraut zu machen suchen, -- möchte das Beispiel solcher Familien recht sehr zur Nacheiferung ermuntern, jede falsche Scham im Keime ersticken, und jene Wahrheit wieder zur vollen Ueberzeugung kommen lassen, daß tausendfaches Unglück dem menschlichen Geschlechte erspart würde, wenn Jeder das g a n z s e i n, und n i e m e h r s c h e i n e n wollte, als wozu ihn seine bürgerliche Stellung berief, — und daß das wahre Glück des Menschen nicht auf einem erborgten Prunke, auf einem äußeren Flitter, sondern auf innerer Zufriedenheit beruhe. Möchte diese Wahrheit Allen recht klar vor die Seele treten, sie zur lebendigen Erkenntniß ihres verfehlten Berufes bringen, und den Entschluß in ihnen reifen machen, diesem

unmäßigen Aufwande, der mit der Zeit selbst die größten Vermögenskräfte aufzehren, die ergiebigsten Quellen des Reichthums versiegen machen muß, zu entsagen. Man genießt doppelt, wenn man nur halb genießt, und im Entbehren zu rechter Zeit besteht die größte Kunst zu leben!

A.

Komische Charakter-Masken.

1.

Der Unentbehrliche.

Der Unentbehrliche ist ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, nicht unbehilflich fett, nicht durchscheinig mager, von Statur mehr klein, als groß, mit einem behaglichen, wohlgenährten, durch die Gewohnheit des Mit- und Vorlachens einigermaßen breitgedrückten Gesichte, mit kleinen, freundlichen, beweglichen Augen, gewölbter Stirne, glatt hervorgestrichenen Haaren, welche ein entferntes Talent zur Glatze zu verrathen scheinen, und einem zierlich gekräuselten Backenbarte. Seine Art, sich zu kleiden, hält zwischen der letztverfallenen und der neu in Schwung kommenden Mode das Gleichgewicht. Er ist unvermält und hat auch keine Liebschaft. Er lebt von einer kleinen Rente, und hat keine fixe Anstellung. Sein Geschäft ist die Unentbehrlichkeit. Seine Thätigkeit ist vielfach getheilt, und Tag für Tag, vom frühsten Morgen bis spät in die Nacht, lebt er blos den Interessen der Menschheit. Man findet ihn überall, auf allen Wegen und Straßen, in allen Gesellschaften und öffentlichen Orten, auf der Börse, im Concerte, im Theater, auf allen Promenaden, bei Hochzeiten und Begräbnissen, mit einem Worte überall, wo es was zu sehen, was zu hören gibt.

Er fehlt bei keinem öffentlichen Balle oder Feste, sei es nun bei Lanner oder bei Strauß, bei Moser oder den »Natursängerinen,« im Elysium oder vor der Linie. Er weis dort Jedermann zu nennen, und muß in einer Viertelstunde wenigstens fünfzig Mal empfangene Grüße erwiedern. Hier schlürft er ein Gläschen Champagner, dort flüstert er einer jungen galanten Frau etwas in's Ohr, wärend er dem verdrießlichen Herrn Gemahl über die Abendcurse referirt. Kaum fertig geworden, drückt er der Schwiegermama ein Zettelchen in die Hand: es sind die eben angekommenen Nummern der Linzer-Ziehung. Hier erzält er eine Stadtneuigkeit, dort wieder einen neuen Witz. Der gnädigen Mama bringt er Sitze in die italienische Oper, dem holdseligen Töchterlein den zärtlichen Liebesbrief eines heimlichen Anbeters, dem Papa »zehn Nordbahn.« Eine andere Gesellschaft möchte gern die Cäcilien-Walzer hören; in der nächsten Minute schon sind sie bei Strauß bestellt. Dort spricht man von einem sehr pikanten Zeitungsartikel, und daß das Blatt so schwer zu bekommen sei, er lächelt triumphirend, zieht das ganz zerlesene Blatt aus der Tasche, und präsentirt es der Gesellschaft, welche mit ästhetischem Heißhunger darüber herfällt. Bis sie es gelesen haben, bringt er noch in aller Eile eine verunglückte Cotillon-Figur in Ordnung, leiht einer Tänzerin, welcher man die Spitzen an ihrem Kleide herabgerissen, drei Stecknadeln, und legt dann noch für seine Hausherrnfamilie, die schon zwei Stunden vergebens auf ihre »Brathendl« wartet, ein gutes Wort in der Küche ein.

Wärend er noch hier hundert Dinge so besorgen und zu

notiren hat, harrt man seiner schon mit Sehnsucht bei einem harmlosen Hausballe in einer entfernten Vorstadt. Die Jungen und die Alten sind gleich ungeduldig auf sein Erscheinen, man zerbricht sich den Kopf mit tausend Muthmaßungen, endlich aber öffnet sich die Thüre, und herein tritt der Mann, der einen neuen Geist in die Versammlung bringen soll, und Alle bestürmen ihn mit Fragen und Vorwürfen, wo er so lange geblieben, und er erzält von einem erst erlebten Abenteuer mit einem zerbrochenen Wagen und einer ohnmächtig gewordenen Dame, und von dem »Schwalbenwasser,« das er beständig bei sich führe, und dem er auch diesmal eine so interessante Bekanntschaft verdanke. Man läßt ihn kaum ausreden, entreißt ihm Hut und Mantel, und zerrt ihn fort zum Clavier. Er spielt die neuesten Lanner'schen Walzer, notabene noch im Manuscript, welches er sich durch die Protektion eines Lanner'schen Orchestermitgliedes zu verschaffen wußte, eine volle Stunde lang, und unermüdlich rasen die tanzenden Paare, daß schon die Lichter des kleinen Salons zu erlöschen drohen. Ermüdet endlich läßt er die Hände auf die Tasten sinken, da ruft es von allen Seiten: »Galope, Galope!« und er rafft sich auf mit neuer Kraft, und stürmt in die Saiten, gleich der Windsbraut, und endet erst, als Tänzer und Tänzerinen, blaß wie Leichen, rundum im Saale niedersinken. Tief herabgebrannt sind die Kerzen, der Spieler schweigt, und ein Paar Augenblicke wird es still ringsumher. Kaum aber läßt man ihm Zeit, neue Saiten aufzuziehen, und mitten unter dem Gewühle das Instrument auch nur etwas erträglicher zu stimmen, als er ein Gesell=

schaftsspiel arrangiren muß, und Räthsel aufgeben, und Tableaux-Charaden ersinnen, und Anekdoten erzälen, und den Raimund nachmachen, und den Scholz und den Laroche, — und ehe er noch fertig ist damit, rufen sie schon wieder: »Cotillon, Cotillon!« er klatscht in die Hände, und es reihen sich die Paare um ihn herum, den Allesgebietenden. Er ist allein die Seele des Tanzes, die Uebrigen sind nur Maschine, wo er sie hinstellt, da hüpfen sie, wo er befiehlt, da springen sie, aber die Unterhaltung ist himmlisch! Nun aber, nachdem der Tanz zu Ende, haben ihn die Jungen lange genug gehabt, die Alten bemeistern sich des Unentbehrlichen zu einer Partie Whist, den Fish um einen schwarzen Groschen. Wärend des ersten Robbers hat er bereits alle politischen Neuigkeiten des Tages zum Besten gegeben, worüber aber unglücklicher Weise sein Partner, ein starker Speculant, so aus der Fassung kommt, daß er sich zweimal nacheinander mit den besten Karten Slam machen läßt. Dies bringt aber unsern Mann nicht aus seiner freundlichen Gelassenheit, denn er wendet nun, um den Schaden hereinzubringen, dasselbe Manövre bei den Gegnern an, zwei alten Damen, von denen er der Einen von einem armen Pudel erzält, den man wärend der großen Kälte vor der Linie erfroren fand, der Anderen aber versichert, daß ihre Nachbarin, die Fleischselcherin, sogar Federn trägt. Er bringt sie durch diese beiden Neuigkeiten so aus ihrer ruhigen Gemütsverfassung, daß sie fast bei jedem Stiche Renonce machen, und die Partie und den Robber mit zwei Tripples und drei Groß-Slams verlieren. Die drei Robbers sind endlich auch zu Ende, und 45 schwarze

Groschen gewonnen, allein nun heißt es wieder frisch an's Clavier, die jungen Leute haben sich indessen restaurirt und »arbeiten« mit neuen Kräften ihre Walzer und Galops, und die Tempete, die Quadrille nicht zu vergessen, und schon ist es heller, lichter Morgen, als die Gesellschaft, welcher er zum Abschiede noch das von ihm selbst componirte »Rheinlied« zum Besten geben muß, sich trennt; sieben Familien bestürmen ihn aber noch, ja gewiß ihre Bälle oder Pikniks durch seine liebenswürdige Gegenwart zu beehren, was er natürlich mit tausend Freuden zusagt.

So ist keine Unterhaltung, kein Ball, kein Fest, bei dem er fehlt. Er weis die Herzens- und Geldgeheimnisse aller Hausgenossen, ist der Vertraute eines Jeden, kauft und verkauft Herzen und Actien nach dem Curse, weis Rath und Auskunft in allen Dingen, spielt Piquet mit dem Papa, trägt der Mama die Silberlöffel in's Versatzamt, verwendet sich für den Herrn Sohn um eine Anstellung, für das Fräulein vom Hause um eine Partie, bringt den kleinen Jungens Spielzeug und Zuckerwerk, und weis sich bei Allen beliebt und unentbehrlich zu machen, denn sogar die Köchin wendet sich an ihn, wenn sie einen Brief an ihren Liebhaber braucht.

Er weis, wo man den besten Champagner bekommt, hat ein Recept gegen die Hühneraugen, verfaßt Gelegenheitsgedichte, empfiehlt Dienstboten, leiht Bücher und Noten aus, und weis Alles, was in der Welt vorgeht, ja gewöhnlich noch mehr.

Trifft man ihn im Theater, so sind Dichter, Schauspieler und Kritiker seine besten Freunde. Er weis acht Tage

früher, ob das Stück gut oder schlecht sei, und was darüber von Dem und Dem geschrieben werden wird. Er fehlt bei keinem neuen Stücke, hat seinen Platz immer da, wo er Alles sehen, und von Allen gesehen werden kann. Er spricht viel und gern von der Kunst, und schimpft mit den Alten über die neue, mit den Jungen über die alte Zeit. Er hat Alles gesehen und gehört, was Interessantes da war seit Jahren, und weis, wie ein lebendiges Lexikon, die Biografien aller öffentlichen Personen auswendig. Er grüßt in die Logen eben so gut, wie auf die Gallerie. Er beklatscht Alles, was nur erträglich ist, und legt auch da, wo es gilt, tüchtig los. Tadeln, zischen hörte man ihn nie, denn das wäre gegen das Princip seiner Existenz. Wie man einst gegen die Versuchungen böser Mächte ein Amulet auf der Brust trug, so führt er — um sich immer im Enthusiasmus zu erhalten — mehrere Reliquien jener fazzoletti di memoria bei sich, die einst von großen fahrenden Tänzerinen und Sängerinen der glücklichen Menschheit gespendet wurden, und, wie die Sage geht, die wunderbare Kraft besitzen sollen, gegen jede Regung auch des ruhigsten, besonnensten Tadels hieb-, stich- und schußfest zu machen.

Man trifft ihn auf der Kunstausstellung. Er weis den Preis jedes Bildes, die Geschichte seiner Entstehung, den Maler und den Eigenthümer. Man geht in's Concert. Wärend der Ouverture sieht man ihn ganz vorne stehen, und tausendmal grüßend, die Versammlung mit der Lorgnette mustern. Der Ouverture folgt die Arie einer Sängerin, — mit ihr zugleich erscheint auch unser Held, dem Klavier-

spieler umzublättern. In der nächsten Nummer singt er im Chore mit, und zuletzt noch hilft er im Orchester für den plötzlich unwohl gewordenen Paukenspieler aus. Es wird eine Akademie zu einem wohlthätigen Zwecke gegeben, — er steht an der Thüre, und nimmt die Billete ab.

So findet man ihn überall, als Vorsprecher in den Kaffehhäusern, als Kenner und Lizitanten bei Versteigerungen, als Galopin bei Wettrennen, als Beistand oder Brautführer bei Hochzeiten, als Sensalen bei Geldgeschäften, als Losverschleißer, als Besitzer verschiedener untrüglicher Hausmittel, bei allen Wachtparaden und Manövres, als Verfasser aller nur erdenklichen Zeitungsartikel, als Zeugen bei allen Käufen und Verkäufen, bei Ehekontrakten und Testamenten, als Curator und Vormund, als Tröster der Witwen, und wenn er einst abberufen wird von dem Schauplatze seiner Thaten, so kann man ihm die Grabschrift setzen:

»Hier ruht in kühler Erde Schoos
Der Mann, der immer ruhelos:
Sein Dasein war der Welt geweiht,
Beruf, die Unentbehrlichkeit.
Das Schicksal rief ihn von der Welt,
Eh' er sein eigen Haus bestellt:
Vor lauter Unentbehrlichkeit
Nahm er dazu sich nicht die Zeit.«

A.

Josef Danhauser.

Biografische Skizze von L. Mielichhofer.

In einer literarischen Unternehmung, welche sich die geistigen und socialen Interessen Wiens zum Augenmerk genommen hat, mögen auch die bildenden Künste ihren Vertreter haben. Die Malerei scheint nachgerade in Wien, so wie schon seit einem Dezennium im übrigen Teutschland, einen neuen kräftigen Aufschwung zu nehmen. Dafür bürgen sowol einige ältere treffliche Künstler, als auch jüngere tüchtige Talente, wie Danhauser, Schwindt, Steinle, Führich, Schrotzberg, Gauermann und Andere; welche sich von Tag zu Tag origineller und selbstständiger entfalten, eben so auch die auffallend wachsende Theilnahme des Wiener Publikums an artistischen Erscheinungen. Ich glaube daher, daß biografische und artistische Mittheilungen über unsere würdigeren Künstler nicht ohne Interesse sein dürften, indem diese ihrem Publikum dadurch näher gerückt werden, und das Ausland, auf treffliche zu wenig bekannte Künstler aufmerksam gemacht, vielleicht manches ungegründete Vorurtheil gegen unsere Kunstzustände ablegt.

Als Einleitung zu den Biografien hiesiger Maler mögen einige allgemeine Worte über den jetzigen Zustand der Malerei in Wien vorausgehen.

Nachdem ein Paar Jahrhunderte hindurch die Malerei in ganz Europa keinen allgemeinen Aufschwung, keine durchgreifende Richtung und keine hervorragenden großen Resultate aufzuweisen hatte; nachdem auch der Mengs'sche Eklekticimus wieder verschollen war, ohne nachdauernde Folgen oder bedeutende Maler hervorgerufen zu haben, warf man sich endlich in der letzten Periode des vorigen Jahrhunderts auf die Antike, und glaubte durch oberflächliche und einseitige Nachahmung derselben die Kunst von Neuem beleben zu können. Diese Richtung wurde besonders in Frankreich durch den Maler David angegeben. In Wien trat Füger an die Spitze der Regeneration; seine Tendenz war mit jener David's verwandt. Er gründete eine historische Schule, welche sich aber durch mißverstandene Imitation der Antike und durch affektirten theatralischen Styl immer mehr von der Natur und Wahrheit entfernte. Seine Compositionen waren geistvoll, sein Colorit glänzend, nur war die Zeichnung häufig manierirt, die Farbengebung zu weich, der Ausdruck seiner Köpfe zu einförmig, — Eigenschaften, die nicht ohne Folgen für diese Schule blieben. Caucig's Wirken war zu wenig ausgedehnt und er zu wenig mit Ausführung großer Gemälde beschäftigt, um bedeutenden Einfluß zu gewinnen; allein seine zurückgelassenen Compositionen, historische Kartons, Landschaften rc. sind geist- und fantasiereich durchgeführt und geben gute Studien für Künstler; auch er war noch vom Sinne Füger's befangen.

Overbeck's Aufenthalt in Wien trug reichere Früchte. Er gab eine ernste, weihevolle Richtung an, welche jetzt

von mehreren seiner Anhänger mit Glück und Geschick verfolgt wird. Am erfolgreichsten influenzirte er auf Julius Schnorr und Scheffer. Beide bildeten sich in Rom aus; Ersterer zum tüchtigen epischen Maler, welcher jetzt in München den Königsbau mit herrlichen historischen Wandgemälden schmückt, Letzterer zum begeisterten Darsteller der heiligen Geschichte. Scheffer, ein moderner Rafael durch erhabene Inspiration und Ausdruck, durch Gefühlsinnigkeit und Grazie, wäre gewiß der bedeutendste Maler der Wiener-Schule geworden, hätte ihn nicht der Tod in der Blüte seines Alters erreicht. Noch manche andere wackere Künstler zogen zur Zeit des merkwürdigen teutschen Malerbundes unter Overbeck, Cornelius und Veit von Wien nach Rom, um sich dort Nahrung für Geist und Fantasie in der Mitte dieser kräftigen Meister zu holen, und kehrten erstarkt nach Wien, München, und anderen Orten zurück. Kupelwieser hat das Verdienst, als religiöser Maler längere Zeit allein in Wien den schlechteren Tendenzen sich entgegengestellt und treffliche Werke hervorgebracht zu haben. Steinle, ein treuer Nachfolger Overbeck's, und Führich betraten mit Geist und Erfolg denselben Weg. Es bildete sich ein Bund von wackeren jungen Künstlern, worunter sich Schulz, Schwindt, Danhauser, Schaller, Schwemminger rc. befanden, welche sich mit biblischen Studien und christlichen Kompositionen beschäftigten, und an deren Spitze der von Allen geliebte geniale Scheffer stand, welcher leider im Jahre 1822 zu früh der Kunst und seinen Freunden entrissen ward. Da aber doch im Allgemeinen die religiöse Richtung in

Wien nicht durchdringen wollte, und bei den mannichfachen Interessen, die eine so lebenslustige Residenz bewegen, wol auch füglich nicht Platz greifen konnte, -- so war die natürliche Folge, daß in neuerer Zeit sich diese Schule in verschiedene Tendenzen spaltete, und fast jeder Künstler einem individuellen Kunststreben nachgeht. Dadurch wird zwar einerseits der Schulzwang entfernt und die künstlerische Freiheit befördert,—andererseits aber stellt sich ein bestimmter Charakter dieser Schule nicht deutlich heraus. Man war von der früheren einseitigen Nachahmung der Antike allmählig in's andere Extrem verfallen — man kopirte auf fast sklavische und unkünstlerische Weise die Natur. Dabei kommt es freilich nur auf glückliche Farbengebung, korrekte Zeichnung und fleißige Technik an; und hierin wird mitunter Ausgezeichnetes geleistet. Aber die mißliche Folge davon ist, daß den meisten Kunstwerken die Idee mangelt und die tiefere Poesie vermißt wird, so daß sie auf den Beschauer außer dem Sinnenreize der Farbe keinen bleibenden Eindruck machen. Aus diesem Realismus stellt sich dann die größtentheils genreartige Behandlung der Historie, der Landschaft und des Portraits heraus, wärend die eigentliche Genremalerei und die Vedute sich einer relativen Vollkommenheit erfreuen. Daß aber mitten in diesem unerquicklichen Treiben der Mehrzal, wie überall, auch hier, höheres und ideales Kunststreben zum Durchbruch gelangt — dafür haben wir unter unseren Künstlern Gewährsmänner, welche jede Schule des Auslandes ihren besten Meistern der betreffenden Gattungen beizälen würde. Ich erinnere nur an Künstler, wie Kupelwieser, Stein-

le, Führich, Schwindt, Danhauser, Fendi, Amerling, Schrotzberg, Daffinger, Kriehuber, Gauermann, Marko. — Die biografischen Umrisse und das artistische Wirken dieser Maler sollen nun den Stoff zu periodischen Mittheilungen bilden. —

Was den Maler Danhauser zu einer bemerkenswerth populären Kunsterscheinung macht, ist die Originalität der Gattung, die er sich schuf, wodurch er hier selbstständig und abgeschlossen dasteht. Davon später. Vorher einige Worte über sein bisheriges Wirken, welches der Prodrom einer unstreitig glänzenden Laufbahn ist.

Josef Danhauser ist 1805 in Wien geboren. Von seinem Vater für die Malerei bestimmt, besuchte er mit sechzehn Jahren die Wiener Kunstakademie, wo er sich dem Bunde genialer junger Künstler, dessen ich früher erwähnte, anschloß, und dabei tüchtige Vorstudien für heilige Historien-Malerei machte. Nach Beendigung der akademischen Kurse wurde Danhauser Schüler des Historienmalers Krafft, unter dessen Leitung er zwei Jahre Studien im Colorite machte, und zwar besonders nach Rubens, dessen unnachahmlich großer Vortrag ihn damals und nachträglich begeisterte. Nachdem er hierauf vier Bilder, Illustrationen zu Ladislaus Pyrkers »Rudolfiade,« gemalt hatte, berief ihn Pyrker, damals noch Patriarch von Venedig, dahin zu sich, wo er ein halbes Jahr eifrig und mit erfolgreichem Einfluße auf sein Colorit, Titian, Veronese, u. A. studirte, und sich dort, so wie später in Erlau, viel mit Copiren und Restauriren venetianischer Meister beschäftigte. Dabei gewann er bedeutend durch Un-

tersuchung des technischen und ästhetischen Theils der Farbengebung, indem er die Harmonie der Farben und ihre Brechungen, ihre Haltung im Halbdunkel und Schatten, und das dadurch herauswirkende Relief in den Lichtmassen nirgends vollendeter sehen konnte, als bei der venetianischen Schule, welche ihm auch die beste Aufklärung über die Technik des Lasirens erschloß. Von Erlau kehrte Danhauser dann nach Wien zurück, wo er aus Mißbehagen ein Paar Jahre gar nichts malte, indem die Umstände damals nicht eben für die Kunst förderlich waren. Danhauser hatte in Venedig mitten unter den herrlichen Monumenten der Architektur, Sculptur und Malerei, welche der Oeffentlichkeit angehören, und auf die das Volk mit Recht stolz ist, einsehen gelernt, daß die Kunst erst in Statuen, Fresken und Oelbildern monumentaler Bauten populär werden könne, und ihren vollen Zweck erfülle, wenn sie dem dauernden Schmucke des öffentlichen Lebens ihre Dienste weihe. Durch solche unveräußerliche Schätze erhält die Kunst ihre höchste, edelste Bedeutung, sie wird Allen zugänglich, und das Volk erhebt und begeistert sich an diesen nationalen Heiligthümern; sie wird Gemeingut, statt sich als Privateigenthum nutzlos zu verlieren. Dabei bewahrt sie durch ein solches Verhältniß zur Nation am sichersten ihren Gehalt und ihre Würde, und kann nur dadurch einen typischen Charakter annehmen. Zudem existirte damals auch noch kein Kunstverein in Wien, als ein, wenn auch nicht equivalentes, Surrogat für die monumentale Kunst. Die Maler fanden also bei dieser Ebbe des Kunstlebens für ihre Bilder, wenn sie nicht bestellt waren, keine Käufer.

Diese unerquicklichen artistischen Zustände mißstimmten Danhauser so sehr, daß er nur zum Zeitvertreibe Atelier-Scenen malte, worin er viel Humor und komische Kraft entwickelte, und von denen zwei für die kaiserliche Bildergallerie angekauft wurden. Nach zwei Jahren gab der geistvolle Kunstfreund, Erzbischof Pyrker, den wiederholten Impuls zu erneuter Thätigkeit des Künstlers, indem er mehrere Altarbilder für seine Kirchen bestellte, womit sich nun Danhauser, wohl schon gegen seine Stimmung, beschäftigte. Darunter errang besonders das Hauptaltarbild der neuen Erlauerkirche, »Johannes vor der porta latina« darstellend, durch treffliche Technik der Anordnung und Ausführung, und scharfe Charakteristik allgemeinen Beifall.

Im Jahre 1836 endlich trat der Künstler mit einem Gemälde auf, welches den Preis der Akademie erhielt, und eine originelle Auffassung der christlichen Geschichtsmalerei aufstellte. Dies Bild ist »Hagars Verstoßung« (jetzt im Belvedere), ein Bild, das eben so viele Vertheidiger, als Gegner fand, weil es durch die Neuheit der Idee überraschte, so daß ihm die Akademie den Preis zuerkannte, obwol es genremäßig und gegen die akademischen Principien gemalt war. Dies Werk beweiset, daß er sich nie ernstlich zur streng-historischen Malerei hingeneigt habe, wol aber hinlänglichen Geist, primitive Originalität besitze, um sich einen eigenen Weg zu bahnen, den er auch seitdem nach Berichtigung seiner leitenden Idee mit Erfolg und Weihe verfolgt. In seiner »Verstoßung Hagars« hat er den biblischen Stoff genreartig behandelt und den geschichtlichen Per-

sonen den Nimbus genommen, in dem man sie gewöhnlich darzustellen pflegt. Streng genommen beging er mit dem Bilde wol einen Anachronismus; denn betrachtete er den Stoff als historisches Faktum, so mußte er ihn in seiner traditionellen Gestaltung geben; nahm er ihn aber als eine welthistorische Idee, wie er es auch gethan zu haben scheint, so sollten die biblischen Namen wegbleiben. Jedenfalls hat er aber durch seine treffliche Behandlung die Idee des Faktums, das rein menschliche Element desselben, unserer Zeit und unserer Simpathie näher gerückt.

Dieses Bild und das Beispiel einiger alter Meister führten Danhauser auf die Idee, biblische Stoffe, z. B. Parabeln und Gleichnisse (nicht aber Fakten) modern genremäßig zu behandeln; dadurch, daß er die Handlung in unsere Zeit hereinzieht, wird uns der Stoff homogener, verdaulicher, und die Moral findet leichter Eingang. Wie geist- und gemütvoll er diese Richtung behandelt, dafür sind der »Prasser,« die »Klostersuppe« und »der Pfennig der Witwe« Beweise.

Danhauser ist ganz und gar der Gegenwart und ihren Anforderungen zugewandt, er erfaßt und richtet sich im edelsten Sinne nach dem, was Noth thut, und affectirt nie Stimmungen, die ihm und dem Publikum fremd und entfernt sind. Er sieht ein, wer von der Masse verstanden werden wolle, müsse ihre Sprache sprechen, und in seinen Werken Ideen der Mitzeit behandeln. Danhauser strebt darnach, in seinen Gemälden durchwegs die innere Bedeutsamkeit des rein Menschlichen, das psychische Element herauszustellen; eine Folge davon

ist das kräftige Versinnlichen des Geistigen, der Ausdruck in seinen Bildern. Bei ihm schleicht sich nie aus Mangel an poetischer Stimmung Affectation oder Geschraubtheit oder widerliche Weichlichkeit in seinen Styl ein.

Bemerkenswerth ist an Danhauser sein auffallendes Hinneigen zur französischen romantischen Malerschule. Delaroche, der Victor Hugo in der Malerei, ist sein Liebling und scheint bedeutend auf ihn einzuwirken. In Delaroche erhebt sich die Genremalerei über ihre gewöhnliche Bedeutung, nimmt historische Elemente in sich auf und geht endlich in genreartig behandelte Geschichtsmalerei über. Dieses realistische Resultat des modernen Romanticismus dehnt sich auch auf die Technik aus, und treibt ihre stoffartige Wahrheit und die Pracht des Colorits auf eine bewundernswerthe Höhe. Dieser Richtung und diesem Einflusse folgt auch Danhauser sichtlich, aber mit Freiheit und Bewußtsein, ohne einseitig davon befangen zu sein.

Was in neuerer Zeit auf seinen Styl großen und schnell fördernden Impuls ausübte, war die Angewöhnung, seine Genrebilder in bedeutend großem Formate zu malen. Dadurch wird sowol die räumliche Ausbreitung des sinnlichen Elementes begünstigt, als auch der Künstler gezwungen, auf die Verdeutlichung des Geistigen, auf Charakteristik mehr Zeit und Aufmerksamkeit zu verwenden, und durch beides leichter und sicherer die Theilnahme und das Interesse des Publikums zu erregen. Und nicht nur durch die größere Dimension, sondern, wie gesagt, auch durch historischen Styl schließt sich nachgerade Danhau-

ser's Malerei unmittelbarer an die Geschichtsmalerei an, als es gewöhnlich bei den Genremalern der Fall ist, und repräsentirt würdig den höheren edleren Genre in Wien. Unter seinen früheren Genrebildern halte ich sowol in Hinsicht auf poetischen Werth, als auf technische Behandlung den »Prasser« und die »Klostersuppe« für die besten. Ersteres stellt die biblische Parabel vom reichen Prasser dar, in Situationen, welche der gegenwärtigen Zeit angehören. Die »Klostersuppe« ist das Gegenstück des »Prassers,« und bildet den zweiten Theil und den moralischen Schluß der Parabel, ebenfalls im modernen Gewande.

Ich glaube aber, Danhauser ist gerade jetzt auf dem Wendepunkte zu einer neuen Gattung, die seiner Subjectivität noch mehr zusagen wird, als seine bisherige. Der Gesichtspunkt, aus dem Danhauser die moderne Welt betrachtet, ist der des tiefen Humors und der Satire. Mit welchem Erfolge aber wahrer kräftiger Humor und feine Satire in der Malerei angewandt werden, hat Hogarth bewiesen. Und welch' ein weites Feld von socialen Thorheiten hätte jetzt ein moderner Hogarth zu bearbeiten! Danhauser kann es werden, er eignet sich ganz dazu. Sein Gemälde »die Testamentseröffnung« ist ein treffliches Bild in dieser Richtung, und zugleich in technischer und poetischer Beziehung das ausgezeichnetste seines Pinsels. Mit genialem Humor vereint er darin die komischen und die sentimentalen Elemente zu einem milden wohlthuenden Ganzen; die Darstellung, in ganz neuer Auffassung des Stoffes, zeigt das reichste poetische Farbenspiel, die schärfste und vielseitigste

Charakteristik, in fester großer Manier vorgetragen. Dies ist die Richtung, die Danhauser mit Consequenz und Weihe verfolgen soll, und er kann dann vielleicht einmal auf den Ruhm eines Hogarth Anspruch machen, von dem Garrik sagte: »Hogarth war ein großer Maler der Menschheit; er erreichte den edelsten Zweck der Kunst, denn seine gemalten Sittenlehren ergötzen den Verstand und bessern durchs Auge das Herz.« — Danhauser hat auch in seinen neuen Conversationsstücken, in der »Künstlerlandpartie,« in der »Schachpartie,« in der »Soirée bei Liszt,« in der »Vorleserin« vielen Humor und Gefühlsausdruck entwickelt, und alle seine Bilder ziehen an, weil ihnen eine Idee innewohnt.

Danhauser wird bei seinem rastlosen Vorwärtsstreben und seinen ernsthaften Studien in Aesthetik und Technik, in Geschichte und Poesie, in Kurzem eine glänzende Höhe erreichen.

Noch muß ich eines Werkes von Danhauser erwähnen, welches im Auslande mehr gewürdigt wurde, als in Wien; es ist dies eine Sammlung von acht Portraiten bekannter Wiener Künstler, welche Danhauser im Jahre 1834 zeichnete und Stöber radirte. In diesen Blättern spricht sich geistvolle charakteristische Auffassung und kräftige Energie in der Individualisirung aus. —

Schließlich noch einige Worte über seine Technik. Es ist unbestritten etwas Großes um eine echte und wahre Technik, sie ist das eigentliche Sprachmittel der Kunst. Um so erfreulicher ist es, daß Danhauser auch hierin eine bedeutende Stufe erstiegen hat, um seine poetischen Ideen

in harmonischer farbenschöner Sprache geben zu können. Was die räumliche Anordnung in seinen Compositionen betrifft, so entspricht sie größtentheils allen Anforderungen der Einheit, Symmetrie und Eurythmie; seine Gruppen vereinen sich gewöhnlich zu einer schönen Hauptmasse von einfacher Form, häufig der Pyramiden- und Trauben-Form, in gefälligen ungezwungenen Linienverhältnissen. Auch in der malerischen Anordnung der hellen und dunklen Theile, daß sie Massen bilden, ist er zu bedeutender Fertigkeit gelangt, um sich ihrer zu ästhetischen Zwecken mit Leichtigkeit und Geschmack bedienen zu können. Die Stellungen seiner Figuren sind natürlich, ungekünstelt und abwechselnd, vor allem aber charakteristisch; denn er weis, daß in der Stellung des Körpers und der Glieder eine fast eben so große ästhetische Kraft liege, als in den Gesichtszügen. Seine Zeichnung befriedigt durch Richtigkeit alle Anforderungen der Perspektive, Anatomie und Optik, und gefällt durch kräftige Umrisse, anmuthige und schöne Formen. Der erste Vorzug Danhausers ist aber der Ausdruck seiner Köpfe. Er malt ein ganzes markirtes Seelenleben auf jedem Gesichte ab, und drückt jede Nüance der Leidenschaft mit den ihr eigenen Farben aus. Doch hat er sich hier sorgsam davor zu hüten, daß der Ausdruck des höchsten Affectes nie die Grenzlinie des Schönen überschreite, an welche seine Darstellung der Leidenschaften manchmal hart anstreift, und worin die romantische Malerschule so häufig das richtige Maß verfehlt. Dann läßt er sich auch hie und da aus zu ängstlicher Furcht von Monotonie zu etwas grellen Kontrasten verleiten, welche

von seiner großen Vorliebe für die neufranzösische Schule zeugen. Was sein Colorit anbelangt, so ist er in der harmonischen Wahl der Farben, in verständiger Vertheilung der Lichter und Schatten, in tüchtiger Behandlung des Helldunkels und besonders in letzter Zeit durch recht kräftiges Impasto ausgezeichnet. Er beachtet es stets, den Ton des Colorits dem Charakter des Sujets anzupassen, um die poetische Stimmung selbst durch die Farbengebung zu unterstützen. Danhauser weis sich von seiner Farbentechnik genaue Rechenschaft zu geben; er setzt die Farben mit Bewußtsein, nicht aus Instinkt. Dazu hat er aus dem Studium der venetianischen Meister für Brechen und Mischen der Farben Vieles erlernt. Er trägt seine Lokaltöne hell und ziemlich gleichartig auf, und zieht erst später den Effekt der Farbe in Lasuren darüber, deren Brechung er ohne Zweifel durch wiederholte Aufträge hervorbringt. Er malt mit wenig Farben, kennt aber die Natur derselben genau, und denkt zugleich an die Zukunft, indem er Rücksicht auf das Verbleichen und Nachdunkeln der Farben nimmt, welche Vorsicht z. B. viele treffliche Maler der Düsseldorfer Schule vernachlässigen. Danhauser's Gemälde machen im Ganzen durch seinen großen Vortrag und seine starke kräftige Manier einen nachhaltigen Eindruck, und haben große innere und äußere Aehnlichkeit mit denen des ersten lebenden Historienmalers Hayez in Mailand.

Da Danhauser's äußeres Leben nicht sehr bewegt war und er auch keine größere Reisen machte, so sah ich mich größtentheils auf Detaillirung seines artistischen

Wirkens beschränkt; und die innere Biografie eines Künstlers liegt ja ohnedies am klarsten in seinen Werken ausgeprägt. — Danhauser ist ein anspruchloser liebenswürdiger Umgangsmensch; ein schönes Aeußere, gutmüthiger Humor und ein offener gerader Charakter nehmen Jeden, der mit ihm zusammentrifft, augenblicklich für ihn ein, und je näher man ihn kennen lernt, desto lieber gewinnt man ihn. Dabei ist er ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, besonders Beethoven's, und war früher selbst ein trefflicher Virtuose auf der Violine und einer der besten Schüler Mayseder's. Er ist ein Künstler durch und durch, aus innerem Berufe, aus warmer echter Liebe zur Kunst. Seit einigen Monaten ist er Professor an der hiesigen Akademie der bildenden Künste.

Wiens Plätze, Straßen und Häuser.

Der Graben.

In der Zeit, als die Babenberger über Oesterreich herrschten, vor 600 Jahren, erhob sich auf derselben Stelle, auf welcher sich heut zu Tage der Graben, die größte, schönste und belebteste Straße Wiens befindet, die Festungsmauer, als die südwestliche Grenze der Stadt. Ein tiefer und breiter Graben trennte die Mauer von den außerhalb befindlichen Feldern und Weingärten, in deren Mitte sich Markgraf Leopold der Heilige sein Jagdhaus, ungefähr in der Gegend der heutigen Wallnerstraße, erbaut hatte. Die Wollzeile war damals die einzige Vorstadt Wiens, und St. Stefansdom und das Schottenkloster standen noch außer den Ringmauern der Stadt.

In jenen Tagen schon stand auf dem Platze des heutigen Trattnerhofes ein großes Gebäude, der Freisingerhof, welchen ein Bruder des Herzogs Heinrich Jasomirgott, Bischof Otto von Freisingen, erbaut hatte.

Als nachmals im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, unter den ersten Regenten aus dem Stamme der Habsburger, Wien immer mehr erweitert und vergrößert wurde, legte man auch hier eine breite und lange Straße an, für welche man, als eine bezeichnende historische Erin-

nerung an die frühere Bestimmung dieses Platzes, den Namen des »Grabens« beibehielt.

Herrliche und großartige Gebäude schmücken nun diese Straße, den Corso der Stadt, unter welchen vornemlich der im Jahre 1773 durch den Baumeister Peter Mollner erbaute, und von Tobias Kögler mit schönen Statuen gezierte Trattnerhof weit und breit berühmt geworden ist. Ein herrlicher Bau wurde in unseren Tagen an dem entgegengesetzten Ende des Grabens aufgeführt, das Gebäude der Sparkasse und der damit vereinigten allgemeinen Versorgungsanstalt. Die Schönheit dieses Baues fällt jetzt erst recht in die Augen, nachdem — seit wenigen Monden kaum — die schon lang gewünschte Demolirung der zwei vorstehenden Häuser, durch Vermittlung des hiesigen Magistrats, endlich zu Stande gekommen ist. Noch ist nicht bestimmt, was man mit dem großen freien Platze, welchen man hiedurch gewonnen, anfangen wird. Vorläufig wurde eine Säule mit Gaslicht dort errichtet, doch wird von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen, um die gestörte Symmetrie des Platzes wieder herzustellen, irgend einen Bau in kleineren Dimensionen, allenfalls einen Bazar, dort aufzuführen.

In der Mitte des Grabens erhebt sich die 66 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule, von Kaiser Leopold I. in den Jahren 1687 — 1693 errichtet, zum Angedenken an die fürchterliche Pest, welche im Jahre 1679 fast durch zwölf Monate in Wien wüthete, und in Allem 122849 Menschen, worunter 49486 nur allein in der Stadt, also mehr, als die Hälfte der gesammten Bevölkerung, dahin-

raffte !— Die Säule ist aus weißem Salzburger Marmor, und kostete 29159 Gulden. Der Entwurf rührt von dem Architekten Ottavio Burnacini, die Ausführung von Fischer von Erlach her. Die ersten plastischen Künstler Wiens, Frühwirth, Rauchmüller, Strudel, nahmen an der Arbeit Theil. Die Hauptseite des Piedestals zeigt einen Felsen, auf welchem der Glaube ruht, zu dessen Füßen ein Engel das Ungeheuer: Pest in den Abgrund stürzt. Oben kniet der Kaiser, neben ihm enthält eine Tafel die Worte seines Gelübdes, und über ihm erheben sich pyramidalisch die Wolken mit schwebenden Engeln. Auf der vergoldeten Wolkenspitze ruht die Darstellung der Dreieinigkeit. Die Basreliefs auf dem Piedestale, Arbeiten von ausgezeichnetem Kunstwerthe, stellen die Erschaffung des ersten Menschen, Noahs Rettung, das letzte Abendmahl, das Osterlamm, die Ankunft des heiligen Geistes und die Stadt Wien im Bilde dar.

Zu beiden Seiten dieser Denksäule zieren den Platz zwei Brunnen, auf welchen im Jahre 1804 die aus Blei gegossenen Standbilder der Heiligen Josef und Leopold, vom Direktor Fischer, aufgestellt wurden. —

Von allen Straßen Wiens ist und bleibt der Graben die prachtvollste und belebteste. Durch seine Lage, fast im Mittelpunkte der Stadt, begünstiget, war er seit jeher der natürlichste Vereinigungspunkt für alles Schöne und Prächtige, was in einer so reichen Residenz auf den Markt gebracht wurde, der beste Sammelplatz für Einheimische und Fremde, welche da, im verhältnißmäßig kleinem Raume, Alles aufgespeichert fanden, was Kunst, Industrie, Mode

und Luxus nur immer zu ersinnen vermochten. Tausende von Menschen wandeln hier ab und zu, von frühem Morgen bis spät in die Nacht, in stetem Wechsel und steter Bewegung, Eins vom Andern fortgetrieben in hastiger Eile, denn oft wird ihnen der Raum zu eng für dieses Drängen und Treiben. Jede Minute gibt ein neues Bild, und gerade hier, wo die reichste und angesehenste Klasse der Bevölkerung bis hinab zur ärmsten durch ihre Repräsentanten vertreten wird, kann ein aufmerksamer Beobachter gar viel lernen über Sitte und Charakter des Volkes.

Ein solcher Gang über den Graben lohnt sich wol der Mühe, nur muß, wer selber blos ein armer Teufel ist, auch so viel Filosofie besitzen, sich über die irdischen Güter des Lebens hinauszusetzen, und nicht Verlangen zu tragen nach dem, was von allen Seiten seine verführerischen Sirenen-Arme nach uns armen Erdenkindern ausstreckt. Doch da hat man gut predigen und warnen! Ein Augenblick, und die ganze Filosofie liegt über dem Haufen! Du betrachtest diese Reihe von Gebäuden rechts und links, pallastähnlich und doch so »zinshäuslich,« und wenn du dein ganzes Leben lang nicht daran gedacht hast, was für ein schöner Beruf es sei, ein Hausherr zu sein, hier wird es dir gewiß einfallen. Und was für ein Hausherr! Hier ist der klassische Boden dieses Geschlechts, und ein Eigenthum auf diesem Grund und Boden ist — um mit Schlegel zu reden — die Poesie der Hausherrenschaft.

Hast du aber auch diese Sehnsucht glücklich überwunden, so baue nur ja nicht zuviel auf jene Filosofie, die ganz gewiß von einem armen Schlucker zum leidigen Troste

für alle seine Kollegen erfunden wurde, und immer vom Entbehren spricht, wenn man etwas ohnehin nicht haben kann. Baue nur ja nicht zuviel auf sie, denn überall, wo du gehst und stehst, werden sich dir tausend and're Dinge zeigen, die dich vielleicht noch mehr locken, jene tausend überflüssigen Nothwendigkeiten, die das Leben so angenehm, aber auch so theuer machen.

Hüte dich vor Allem, wenn du kein Geld hast und dich dies leicht ärgerlich macht, Abends eine Promenade über den Graben zu machen. Du wirst meinen, wenn du an diesen gaserleuchteten Kaufläden vorüberziehst, in lauter Feentempel zu blicken, herrlich geschmückt, wie in den Mährchen der Tausend und Einen Nacht, strahlend in Glanz und verschwenderischer Pracht, angefüllt mit Allem, was das Herz und die Fantasie erfreuen kann. In so später Stunde, wo Alles ein viel seltsameres, fantastischeres Ansehen annimmt, ist es gar gefährlich, diese Straße zu wandeln, wenn man nicht stark genug ist, den Lockungen all dieser Herrlichkeiten zu widerstehen. Allein eben um diese Zeit herrscht das größte Gedränge, die geschäftigste Eile auf der Straße, mehr, als zu irgend einer Zeit des Tages. Fußgänger und Equipagen durchkreuzen sich in der regellosesten Ordnung. Die Einen eilen in die Theater, in Soiréen, auf Bälle, — oder wer's nicht so gut hat, heim in den stillen Kreis seiner Lieben, — Andere promeniren, die Zeit zu tödten, — der Vorstädter sputet sich, noch zeitig genug heimzukommen, — der Fremde aus der Provinz bleibt neugierig vor jedem Gewölbe stehen, bewundert bald den aufgehäuften Reichthum an Gold, Silber, Per-

len und Diamanten, bald des Kunsthändlers elegantes Atelier, bald die reichen Stoffe und Kleider, — da und dort bilden sich Gruppen von Bekannten, die sich hier gern zusammenfinden, — in den Kaufläden herrscht volle Thätigkeit, — es füllen sich die Kaffehhäuser, — und so ist es jahraus, jahrein, einen Tag, wie den anderen.

Die außerordentliche Concurrenz auf diesem Platze erzeugt natürlich auch eine enorme Theurung der Zinse für Wohnungen und Gewölbe. Selbst das kleinste Winkelchen ist hier auf Geld gebracht, und es ist gar nichts Seltenes, daß für einen kleinen Laden, wofür man anderswo ein Paar hundert Gulden verlangen würde, hier ein Paar tausend und mit Freuden bezalt werden. Bei dem großen Zusammenflusse des Publikums finden in der Regel auch die Unternehmer ihre Rechnung, und die Menge ihres Absatzes macht es ihnen auch möglich, nicht theurer zu verkaufen, als anderwärts. Die Wohnungen am Graben sind die theuersten der ganzen Stadt und werden sehr gesucht. Das rege Leben und Treiben, welches hier herrscht, die vielen kirchlichen und militärischen Feierlichkeiten, welche häufig hier ihren Schauplatz haben, die zwei Male im Jahre hier stattfindende »große Fiera« bieten Abwechslung in reicher Menge, und machen es sehr interessant, hier zu wohnen. Wo Alles auf einem höheren Fuße lebt, dürfen natürlich auch die Fiaker nicht zurückbleiben. Die am Graben sind die elegantesten in der ganzen Stadt, aber auch zugleich die theuersten.

Wie ist dies Alles anders geworden seit der Zeit unserer Altvorderen! Man hält es für ein Mährchen, wenn

man z. B. liest, daß noch vor 160 Jahren von 55 Wohnparteien des Freysinger-, nunmehr Trattnerhofes nicht mehr als 2437 Gulden Jahreszins eingehoben wurde, so daß also auf eine Partei im Durchschnitte 44 Gulden kamen. Ein reicher Handelsmann bezalte damals für seine aus zwei großen Stuben, einer Kammer und einer großen Küche bestehende Wohnung im ersten Stocke, dann für ein Gewölbe, eine Kammer und Küche zu ebener Erde, und für eine Nebenkammer im Hofe jährlich 205 Gulden, und doch war der Graben schon damals der erste, und somit auch theuerste Platz der Stadt. Wie wird es noch werden in späterer Zeit? wird man sich vielleicht, wie wir jetzt, verwundern über die Wohlfeilheit unserer Tage? — — —

A.

Der erste Mai.

Der erste Mai ist seit mehr als sechs Jahrhunderten ein Fest- und Freudentag für die Bewohner Wiens, nur ist er in alter Zeit mehr im Geiste der Idylle gefeiert worden, als es wol heutzutage der Fall sein mag.

Schon unter Leopold VII., dem Glorreichen, aus dem Hause der Babenberger, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts zur Regierung kam, beging man alljährlich an diesem Tage das Veilchenfest. Wer damals das erste Veilchen auf dem Felde fand, der brachte alsogleich dem Herzoge davon die Kunde, und dieser zog dann im festlichsten Staate, geleitet von seinem ganzen Hofe, vielen edlen Herren und Frauen und von Wiens fröhlicher Jugend, unter Jubel und Musik, hinaus aus seinem Schlosse, diesen Erstlingsboten des Frühlings zu begrüßen, und das schönste und sittsamste Mädchen der Stadt mußte das Veilchen pflücken, und das Maienlied singen, in welches der ganze Festzug im vollen Chore miteinstimmte, und zum muntern Klange der Flöten, Hörner und Cymbeln wurde dann der Maientanz aufgeführt. Es muß ein schönes, reizendes Fest gewesen sein!

Dies ist nun Alles längst zu Ende und vergessen, allein die Feier des ersten Mai's hat sich, freilich in sehr veränderter, nicht so zartsinniger und poetischer Form, noch

fort bis auf unsere Tage erhalten. Vergebens suchen wir die Poesie im Drängen und Treiben des alltäglichen Lebens, vergebens werden wir sie bald auch an jenen Orten suchen, die man ihr, der ungerecht Vertriebenen, als die letzten Zufluchtstätten, zum kargen Ersatze für ihre einstige Allmacht und Herrlichkeit, mit geitziger Großmuth noch einzuräumen die Gnade hatte.

Was wäre es im Grunde auch für ein albernes Vergnügen, wenn Alt und Jung auch in unseren Tagen noch sich um eines schlichten Veilchens willen auf die Beine machen und darob so großen Rumor anfangen wollte. Da wissen wir uns an diesem ersten Mai viel schönere und edlere Belustigungen, als so ein läppisches Veilchenfest, womit man sich in unserem aufgeklärten Jahrhunderte gerade nur lächerlich machen müßte. Mit anbrechendem Morgen schon wandern wir in dichten Scharen hinab nach dem freundlichen Prater, der seine alte stämmige Garde, die Kastanienbäume, festlich herausgeputzt mit neuen grünen Uniformen und wehenden Federbüschen, in langen Reihen rechts und links an uns vorüberdefiliren läßt bei dieser großen Frühlings-Revue des ersten Mai's. Seine übrigen Truppen bivouaquiren zerstreut in Wald und Au, und grüßen uns freundlich stolz in ihren neuen grünen Gewändern. Wir aber, — was sollten wir für einen Sinn haben für all die bunte Herrlichkeit eines Frühlingsmorgens im Grünen? — wir wandern gleichgiltig erst an all diesen altgedienten Helden der Linie vorüber, denn ein anderes, schöneres Vergnügen hat uns hieher berufen: die Laufer!

Da erscheinen sie, die blassen und schmächtigen Wett-

kämpfer, umringt und angeglotzt von der neugierigen Menge, die Stunden lang mit schwer zu zähmender Sehnsucht des Augenblicks harrt, der endlich das Zeichen zum Beginne dieses grausen Kampfes gibt. Die Kämpfer stellen sich auf in Reih' und Glied, das Signal erschallt, voraus eilen, die Bahn zu ebnen, die Ordner des Festes auf flüchtigen Rennern, und ihnen nach auf leichtbeschwingter Sohle die Schar der Kämpfer. Bald auch sind sie den Augen der schauenden Menge entschwunden. Bis zu ihrer Wieterkehr vertreibt man sich die Zeit mit allerlei müssigen Scherzen, und versäumt auch nicht, sich an den Buden und bei wandernden Würstel- und Bretzen-Negotianten mit dem nöthigen Proviant zur Herzstärkung zu versehen. Da endlich ist eine halbe Stunde vorüber. Die Zuschauermenge beginnt schon ungeduldig und unruhig zu werden, unablässig fliegen die Uhren aus den Taschen, Mancher erinnert sich hiebei wol auch mit stiller Sehnsucht der seinigen, die im Versatzamte schmachtet, es wird disputirt über Minuten und Secunden, und Jeder bürgt da für die Richtigkeit seines kleinen »Praters,« der das ganze Jahr immer gut geht, heut aber ganz gewiß, weil er vor einer Stunde erst nach St. Stefan gerichtet wurde, — und mit jeder Minute steigert sich dieses Lärmen und Durcheinanderschreien der nun mit erneuter Macht sich zum Ziele hindrängenden Menge. Endlich sind es 39 Minuten, — die Ungeduld hat den höchsten Punkt erreicht, — da klingt es, wie Rossegetrappel, aus der Ferne, — und immer näher und näher kommt es, — voran die jagenden Reiter, — und hinter ihnen gleich, wie gejagt von einem bö-

sen Dämon, mit blutrothen Wangen, stieren Augen, vom Schweiße triefend, — der Sieger dieses großen Tages! Rechts und links jubelt ihm die Menge zu, — er läuft nicht, er fliegt, — und endlich ist er am Ziele, und aus tausend und tausend rauhen Kehlen schallt ihm, dem glücklichen Eroberer der ersten Siegesfahne, ein tobendes Vivat entgegen. Ein römischer Feldherr, dem der Triumph zuerkannt wurde, kann von den alten und jungen alten Römern nicht freudiger, nicht festlicher auf seinem Zuge durch die Stadt empfangen worden sein, als so ein — glücklicher Laufer am ersten Mai im Prater. Es muß eine schöne und stolze Empfindung sein, solch öffentliche Huldigung zu empfangen!

Das Eintreffen des zweiten, des dritten Siegers auf der Rennbahn erweckt schon einen geringeren Grad von Enthusiasmus, — und wenn erst die Nachzügler ankommen, so müssen sie sich's wol gar gefallen lassen, daß man sich über ihre Langsamkeit lustig macht. Da heißt es gleich: »der Eine hätt' sich auch einen Fiaker nehmen können, damit er nicht müd' geworden wär',« — von dem Andern sagen sie: »den lassen's auf's Jahr schon einen Tag früher vorauslaufen,« — und wenn der Letzte kommt, so rufen die Spötter: »Gschwind, hint' kommt Einer nach!« und was derlei unschuldige Bemerkungen eines harmlosen Volkes noch mehr sein mögen.

Man hat jetzt allerwärts Vereine gegen die Thierquälerei errichtet, — sollte es nicht auch an der Zeit sein, einen Verein gegen die Menschenquälerei zu errich-

ten? Man könnte in so mancher Weise viel Gutes und Nützliches mit einem solchen Vereine wirken, — und für's Erste gleich mit einer an jedes bessere Gefühl gerichteten Petition auf Abstellung dieses sinn- und zwecklosen, nur auf die Zerstörung der menschlichen Gesundheit gerichteten Lauferfestes den Anfang machen. Niemand wird eifern gegen körperliche Uebungen, Kampfspiele, Wettläufe auf kurzen Strecken, man sieht dies auch gerne bei öffentlichen Festen, — — allein einen Menschen vierzig volle Minuten lang, in Einem Athem, keuchend, mit aufgeschwellten Adern im rasenden Laufe dahinjagen zu sehen, mit den Rossen um die Wette, um nichts und wieder nichts, zur bloßen Belustigung der Menge, ist — ein grausamer, widerlicher Anblick, und es ist gewiß keine falsche Sentimentalität oder romantische Nervenschwäche, welche gegen diesen unsinnigen, und, gerade herausgesagt, barbarischen Gebrauch protestirt! Man nehme die Hälfte, das Drittheil, das Zehntheil der ganzen Bahnstrecke, man mache diesen Wettlauf zu einem Spiele, bei dem sich die Behendigkeit und Stärke des Körpers zeigen kann, und nicht zu einer Arbeit, bei der man Gesundheit, ja das Leben selbst wagt, und der Kampf wird gewiß nicht minder interessant, und doch mit keiner so peinigenden Empfindung für den Zuschauer verknüpft sein. Man lasse dem Volke dieses Fest, weil es nun einmal schon auf einer althergebrachten Sitte beruht, und weil denn doch einmal ein erster Mai ohne Laufer kein ganzer erster Mai wäre, — allein man schränke es ein in seinen möglichen nachtheiligen Folgen, wie es schon früher einmal geschah, als man

den viel weiteren Wettlauf nach Maria Brunn aufhob, und jenen nach dem Lusthause an seine Stelle setzte. Die Laufer selbst sind so großmüthig, die ihnen zuerkannten Preise jederzeit den Armen zu überlassen, und ob sie nun den Sieg mit der Mühe von vierzig oder von — fünf Minuten erkaufen müßten, die Gabe, die sie den Armen spenden, hätte doch in dem einen, wie im andern Falle den gleichen Werth.

Ernster geworden, als es sich eben schicken will, wenn man daran ist, eine heitere Schilderung dieses unserer Stadt eigenthümlichen, von der ganzen Bevölkerung festlichst begangenen Frühlingsfestes zu entwerfen, würde Einem fast schwer werden, wieder den rechten Ton zu treffen, wenn man nicht im nächsten Augenblicke wieder in diesem bunten Gewühle von Lust und Behaglichkeit, wie es sich an diesem Tage auf allen Wegen und Stegen, vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht, vor uns ausbreitet, in dieser allgemeinen Freudigkeit von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig, Reich und Arm Anregung und Stoff im Uebermaße fände.

Man muß die Wiener nur sehen an diesem Tage, wie sie mit einer fast pedantischen Gewissenhaftigkeit überall dran und dabei sind, wo die Ordre des Tages sie hinruft, wie sie, selbst mit Aufopferung des Vergnügens, dem Vergnügen nachjagen, wie sie, wenn ihnen auch nur Eine der für diesen großen Festtag des Jahres bestimmten Unterhaltungen fehlen würde, den ersten Mai nicht vollständig genossen zu haben meinen. An einem solchen Tage kann man interessantere und lehrreichere Erfahrungen über

den Charakter des Volkes machen, als im ganzen übrigen Jahre, denn am ersten Mai gibt sich der Wiener, der arme Teufel, wie der große Herr, der bescheidene Fußgänger, wie der stolze Equipagenbesitzer, ganz so, wie er ist, und selbst von den Wiener Mädchen und Frauen flüstert man sich in die Ohren, daß man sie an diesem Tage in ihren kleinen Eigenheiten und Finessen ganz besonders gut studiren kann.

Der Morgen und Vormittag sind blos dem Prater gewidmet. Man lustwandelt in den schattigen Alleen, und kann sich nicht genug darüber verwundern, wie schön doch so ein Frühlingsmorgen im Grünen sei. Man ist ganz entzückt und — enchantirt von den Reizen der Natur, die man so bequem und so ganz in der Nähe hat, — man begreift nicht, wie man im Frühlinge nicht jeden Morgen im Prater zubringen kann, der schöner sei, als jedes »Land,« Nußdorf und Penzing nicht ausgenommen, — und wenn man sich endlich über all diese wohlfeilen Herrlichkeiten genugsam verwundert hat, so gibt man sich selbst das Wort, ganz gewiß — auf's Jahr am ersten Mai wiederzukommen. Naturkundige wollen zwar dahinter gekommen sein, daß der Prater an jedem heiteren Frühlingsmorgen schön, und daß es fast eine Sünde sei, ihn so verlassen stehen zu lassen, — allein was wissen die Naturkundigen! — wir Wiener wissen es besser: Der Prater ist nur Ein Mal im Jahre schön und dies ist am ersten Mai!

Was hat man auch von diesen einförmigen, melancholischen Alleen, wenn nicht Massen fröhlicher Leute in ihren Schatten lustwandeln? was hat man überhaupt von

diesen Bäumen, die immer nur langweilig grün sind und nichts weiter? was von dem immer und ewig sich gleich bleibenden Gesange der Vögel, den die Poeten so rühmen, weil sie auch nichts Neues zu singen wissen, wenn man gerne Strauß'sche und Lanner'sche Walzer hören möchte? was hat man von diesem ganzen Naturgenuß, — wenn man hat, was das Herz, und nicht, was der Magen begehrt? -- Nur am ersten Mai versöhnen sich diese feindlichen Gewalten, und man vereinigt da Alles in friedlicher Eintracht und stetem Wechsel: Grüne Bäume und delikate kälberne Schnitzel, den lachenden blauen Himmel und frisches Plutzerbier, Naturgenuß und Ringelspiel, Vogelsang und Gefrorenes, Frühlingsstimmung und Backhändel, Poesie und türkische Musik. Ein glückliches Volk ist es doch, welches diesen Wechsel großer und kleiner Freuden mit so gleicher Empfänglichkeit in sich aufzunehmen, und den Genuß, in welcher Form er sich ihm auch darbiete, sich zu einem so lieben Geschäfte zu machen fähig ist!

In allen Kaffeh-, Wein- und Bierschenken geht es schon vom frühen Morgen an toll und voll zu, sind aber erst die Laufer vorüber, so zerstreut sich der ganze Schwarm von vielen tausend hungrigen und durstigen Wienern auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, über den ganzen Prater, und in Zeit von zehn bis zwanzig Minuten findet man weder in und vor den drei eleganten Kaffehhäusern der Hauptallee, worauf es die fashionable Welt absieht, noch in den zallosen Salons, Hütten, und Buden des »Wurstlpraters,« wohin die »Ungenirten« flüchten, irgend ein Plätzchen mehr, das sich erobern ließe. Die Ta-

pferkeit der Wiener feiert auf allen Punkten des Schlachtfeldes einen glänzenden Sieg, und man hat berechnet, daß an einem solchen Tage 10,000 Backhändel, 20,000 Kipfel, Semmel, Bretzen und Hausbröde, 10,000 Portionen Kaffeh, 8000 Portionen Gefrornes, 2000 Eimer Bier, 500 Eimer Wein ihren Untergang gefunden haben sollen. Diese Kriegsoperation wird übrigens aller Orten mit so viel Anstand und Ruhe, so frei von jedem Lärm und Spektakel, und dabei mit einer Behaglichkeit und Gemüthlichkeit unternommen und ausgeführt, daß man eine wahre Freude daran haben kann.

So geht der Vormittag vorüber. Die Bürgerfamilien vom alten Schrott und Korn bleiben im Prater, und lassen sich beim »Eisvogel,« oder beim »wilden Mann,« oder sonst wo, wo es gut, viel und wohlfeil ist, ein »gutes Essen« herrichten, — die elegante Welt dagegen muß hinüber in den Augarten. Hier ist von zwölf bis zwei Uhr große Promenade. Die höchsten Herrschaften nehmen daran Theil, und wer sagen will, daß er »Ton« und »Welt« habe, der darf da auf keinen Fall wegbleiben. Die elegantesten Herren und Damen, man findet sie hier, — die neuesten Pariser-, Londoner- und Wiener-Moden, man findet sie hier. Man hat nicht Augen genug, keine von all diesen Herrlichkeiten zu übersehen, diese reizenden und originellen Toiletten, wobei die neuen »Spenserl, die wir erst 'kriegt haben,« keine kleine Rolle spielen, dieses bunte Durcheinander von schönen und häßlichen Gesichtern, — man wandelt in einem Meere von Reichthum, Aufwand, Ueberfluß und Luxus. Hat man sich endlich genug gesehen und ist man selber genug gesehen worden, so flüchtet man

sich aus dem lästigen Gewühle der Hauptallee in die schattigen Nebengänge dieses herrlichen Parks, der auch nur an diesem einzigen Tage des Jahres so große Gesellschaft bei sich sieht, in der übrigen Zeit aber höchstens einigen, mit Prüfungsnöthen behafteten Studiosis oder einem verscheuchten Liebespaare seine gastliche, »allen Menschen gewidmete« Pforte zu öffnen so glücklich ist.

Wärend so noch die schöne Welt Natur genießt, und hiebei zur Abwechslung auch eine erkleckliche Menge Staub zu sich nimmt, rüsten sich schon der Sperl und die übrigen eleganten Gastsäle der Leopoldstadt, die aus dem Augarten hereinwandernden Ankömmlinge in ihren festlich geschmückten Räumen zu empfangen. Da brechen sie herein von allen Seiten, wie das wilde Heer, im Nu sind alle Tische besetzt, alle Plätze vergriffen, es klingen die Gläser, nach allen Gegenden der Windrose zerstreuen sich die flinken Kellner auf den Wink ihrer Gebieter, und dazu läßt Strauß seine Zaubergeige erklingen in gar munteren, bebenden Weisen, und über Allem, was da lebt und wandelt, ißt und trinkt, raucht und kokettirt, schwebt nur Ein Geist der gemüthlichsten Heiterkeit, des behaglichsten Frohsinns! Man vergißt da auf alle Sorgen und Bekümmernisse des Alltagslebens, man vergißt auf alle orientalischen, chinesischen und sonstigen Fragen, auf die Fanni Elßler in Amerika, auf die Lutzer in Mailand, auf Mehemed Ali und auf den Prozeß der France, auf die »Allgemeine« und auf Thalberg, auf die italienische Oper, auf die Preisstücke, auf das neue Stadtviertel, auf die Riesenoper »Wlasta«,

ja selbst, und das will viel sagen, auf die Nordbahn-, Raaber- und Mailänder-Aktien, die man noch zum Mittelpreise von 118 — 119 daheim in seinem Kasten liegen hat. Glückliches Temperament eines heiteren Volkes!

Allzu lange dürfen wir uns aber nicht verweilen, denn noch steht uns die schönste und imposanteste Festlichkeit dieses großen Tages bevor, die große Praterfahrt. Vom Mittelpunkte der inneren Stadt angefangen, über den ganzen Stefansplatz, die Bischofgasse, Rothenthurmstrasse, durch die Jägerzeile bis hinab an das äußerste Ende des Praters und wieder zurück bis zum Anfange der Allee reiht sich Wagen an Wagen; Viertelstunden lang harren sie auf derselben Stelle, ehe sie um zehn Schritte weiter kommen, und oft bricht schon die Nacht herein, ehe die von allen Theilen der Stadt und Vorstädte herbeiströmenden Wagen auch nur einen der grünen Praterbäume zu sehen bekommen. Einer erzälte mir: er ging zu Fuß in den Prater und am lichten Stege begegnete er einem Vierspänner, der eben in die Reihe einlenkte; er ging hinab bis zum Rondeau, nahm beim Wagner ein Gefrornes, kehrte nach der Stadt zurück, und auf dem Wege dahin fand er seinen Vierspänner gerade beim rothen Igel. Wer diesen Corso nie gesehen hat, macht sich keinen Begriff davon. Tausende von Equipagen von allen Sorten und Zeitaltern im buntesten Gemenge und Kontraste, aber in einer musterhaften Ordnung, setzen sich nach dem Einen Ziele in Bewegung, oder vielmehr in Stillstand, hier ein eleganter Vierspänner, Faëton, nach dem neuesten Wiener-Modell, dort ein melancholischer Jantschky, (Spie-

gelberg, ich kenne dir schon, mir täuschest du niche!), — drüben ein schwerfälligbequemer Londoner, gleich neben an eine etwas schief gewickelte Landverwalter-Carosse mit zwei steifbeinigen Robotgäulen, da wieder ein zierliches Tilbury, mit einem flinken Engländer bespannt, knapp hinter ihm ein schon etwas hart mitgenommener Fiaker, mitunter auch ein keckes Steirerwagerl, die eben nicht gar schön gewachsenen Gesellschaftswagen zur Nordbahn und zu den Schwimmanstalten, Jagdwagen, Schwimmer, Batards, Pritschkas, Alles in der freundschaftlichsten Eintracht, — ein wahrhaft republikanischer Wagen-Congreß!

Eines nur hatte bisher gefehlt, die Rococo-Equipagen, — und die sind heuer auch dazu gekommen. Ihr Erscheinen machte auf unser Publikum einen etwas sonderbaren Eindruck, anfänglich den der Ueberraschung, als es die berittenen Kutscher mit ihren rothwangigen Gesichtern und — grauen Perrücken, und hinter den Wagen ebenfalls zwei berittene Bediente gewahrte, wobei man sich viel hin und her stritt, wie denn diese es anfangen würden, ihrer Herrschaft, wie doch ein ordentlicher Bedienter soll, aus dem Wagen zu helfen, — dann schüttelte man den Kopf über diese neue alte Mode, die wol auch nur für einen Scherz abgerechnet sein konnte, — und am Ende? — nu, am Ende würde man sich auch daran wieder gewöhnen. Und wer weis denn, ob wir, bei diesen Rococo-Tendenzen unserer Zeit, nicht Alle, wie wir da sind, Frauen und Herren, von jetzt über zehn Jahre, oder vielleicht eher noch an einem ersten Mai mit thurmho-

hen Perrücken, wir Männer im scharlachrothen Atlasfrak, brokatener Weste, apfelgrünen Modesten, mit Schnallenschuhen, Degen und Dreispitz, die Frauen in Reifröcken, hohen Miedern, winzigen Federhütchen und Stöckelschuhen in den Prater hinab fahren und wandern werden? Die Frauen haben sich ohnehin jetzt schon ganz rococosirt, bis auf ihre Naturlocken, — und nur wir Männer sträuben uns noch, ihrem Beispiele zu folgen. Allein es wird auch an uns die Reihe kommen, ich profezeihe es unterdessen.

Aber nicht blos auf die Equipagen sollte man an einem ersten Mai sein Auge richten, auch auf diese ungeheure, unabsehbare Masse von Fußgängern, welche unaufhörlich von allen Richtungen her dem Prater zuströmen. Ist das ein Drängen und Treiben schon in den Strassen der Stadt, ein Eilen und Rennen fort und fort dann durch die Jägerzeile, an deren Ausgange sich die Menge in zwei Parteien scheidet, in die Anhänger des alten klassischen Wurstelpraters, und in die Anhänger des modern-romantischen noblen Praters. Diese aber geben an Pracht und Putz der Kleider ihren Equipagen-Nachbarn wenig oder nichts nach, denn an diesem Festtage putzt sich ein Jedes auf's Stattlichste heraus, und wenn man so diese Masse von Reichthum, Ueberfluß und Verschwendung hier beisammen sieht, dann soll noch Jemand klagen — über die schlechten Zeiten!

Erst, wenn die Nacht hereinbricht, macht sich Alles wieder auf den Heimweg. Erhitzt, staubbedeckt und todesmüde langt man in seiner Stube an, man hat sich köstlich amusirt, es war Alles göttlich, famos, und man sehnt sich schon für's kommende Jahr wieder auf — den ersten Mai.

A.

Volksfagen in und um Wien.

Erzält von Emanuel Straube.

2.

Der Basilisk.

Meister Martin war ein harter böswilliger Mann, und hielt viel mehr auf's Sparen und Scharren, als seinen Gesellen und sonstigem Hausgesinde behagen wollte; allein da half kein Murren und Zanken, Meister Martin machte mit Niemandem einen Unterschied und selbst seine einzige Tochter litt nicht wenig unter dem Einflusse des herben Charakters ihres Vaters.

Dieserwegen war auch ein beständiger Wechsel in des Meisters Werkstätte und man konnte gewiß sein, mit jeder neuen Woche wenigstens Ein neues Gesicht darin anzutreffen, so daß das Haus nachgerade in einen recht bösen Leumund kam. Ein einziger Geselle blieb standhaft in dieser Hölle und das aus dem Grunde, weil Johannes, so hieß der wackere Bursch, seit Langem sein Aug' auf Jungfer Else, die Meisterstochter, geworfen hatte, welche hinwiederum auch ihm recht minniglich zugethan war.

Die beiden Liebesleute hatten aber schlimme Tage: nur selten konnten sie sich einen Augenblick sehen, noch seltener sich ein trautes Wörtlein zuflüstern und nur ihre Blicke und Gedanken trugen die Taubenbotschaft der Herzen ab

und zu. Dem Johannes wurde dieses Heimlichthun endlich gar zu peinlich, sintemalen er offenen, geradsinnigen Gemüthes war. Er nahm sich einst, an einem Sonnabend nach der Vesperglocke, das Herz, trat mit dem Mägdlein vor den Meister, gestand ihm in offener, wohlgesetzter Rede, wie es um ihre beiderseitigen Herzen bestellt sei, und bat den Alten, ihm wenigstens einige Hoffnung für die Zukunft zu gestatten. Jungfer Else begleitete diesen Vortrag mit Thränen und herzlichen Bitten und gelobte, falls lieb Väterlein ihr den Erkornen als Gesponsen verwilligte, ihn wo möglich noch kindlicher und sorgsamer zu pflegen, als sie stets gethan, ja ihn, wie man zu sagen liebt, auf den Händen tragen zu wollen.

Auf des Meisters Stirne war wärend obiger Zwiesprach ein Gewitter aufgestiegen, das jetzt, als die Jungfrau geendet hatte, in grollenden Donnerschlägen losbrach:

»Fein ausgedacht, recht fein ausgedacht, du elender Bettler und Lump,« schrie er den Gesellen an, »mein reichlich Gewerk und meinen runden Sparpfennig dazu — gelt, das wär' kein übles Fressen für solch einen Lungerer und Tagedieb, wie du? — Und sie, Jüngferchen, schämt sie sich nicht, sie, eine ehrbare Bürgers- und Meisterstochter, sich so wegzuwerfen an einen Habenichts und Lohnknecht? — Packt euch aus meinen Augen oder ihr sollt lernen, was es heißt, Meister Martins Zorn auf sich zu laden. Untersteht euch nie wieder, mir mit solchen Dummereien zu kommen!«

Johannes versuchte es, den Grimmigen zu sänftigen; er stellte ihm vor, wie er, Johannes, nun schon

seit Jahren als erster Gesell in seiner Werkstatt stehe, sich immer zur Zufriedenheit des Meisters verhalten habe, wie er durch Fleiß und Wirthschaftlichkeit sich ein Sümmchen zum Beginn eines Geschäftes bei Seite gelegt, was ihm baß zu Statten kommen werde; er gab dem Alten zu vernehmen, daß er nur um des Mägdleins willen so lang die schmale Verköstigung, das schlechte Lager und den knappen Wochenlohn ertragen habe, und bat ihn, nicht zu vergessen, daß er selbst, der Meister nämlich, als ein blutarmer Junge nach Wien gekommen sei und also an sich selber probirt habe, wie wohl fremde Hilfe thue, und was man sonst einem einsichtsvollen und billigen Manne gegenwärtig halten mag.

Doch Alles war vergeblich; der Alte wurde immer unwirscher, tobte, schalt und schimpfte auf das Lästerlichste und ging endlich so weit, daß er den Gesellen am Wamse packte und ihn aus der Thüre stoßen wollte; indessen Johannes, ein Bursche von rüstigen Knochen, schüttelte ihn ab, wie einen Flaum, und würde dem Isegrimm übel mitgespielt haben, wenn nicht Else ihm in den Arm gefallen und ihn um des Blutes Christi willen beschworen hätte, den Vater zu schonen.

»Du hast Recht, Else,« besann sich der Gesell, »das Alter muß man ehren und seinem Vorgesetzten gehorsamen. Gebt mir nur ein Fünkchen Hoffnung, Meister, daß Else dereinst, wenn auch erst nach Jahren, wie sie Jakob um Rachel diente, mein werden soll, und Alles sei vergessen!«

»Nie, Lotterbube, nie!« schäumte Martin. »Siehst du,« fuhr er fort und lachte hämisch, »siehst du den Hahn

dort neben dem Brunnen im Hofe: er macht sich patzig und protzig, wie du; sobald dieser Hahn ein Ei gelegt haben wird, sollst du die Dirne haben. Eher nicht, um alle Schätze der Welt, das schwör' ich bei allen Teufeln!«

Er schlug ein recht höllisches Gelächter auf und ging in seine Kammer. In diesem Augenblicke krähte der Hahn dreimal.

»Du hast durch dein sündiges Wort,« rief ihm Johannes nach, »den Heiland verläugnet und dich der Hölle verschworen. Möge sie dein Wort nicht eher einlösen, als du darauf vorbereitet bist!«

Er ging und verließ des Meisters Haus auf immer; am nächstfolgenden Montage sah man richtig wieder ein neues Gesicht in der Werkstätte. Else ging mit blassen, verweinten Backen ab und zu, der Meister that, als säh' er es nicht; nur ward er, wo möglich, noch bärbeißiger und grämlicher.

Auch hatte er in Baldem eine gar nicht willkommene Veranlassung, mißgestimmt zu sein; denn es war leibhaftig, als ob mit Johannes der Segen aus dem Hause gewichen wäre. Keine Arbeit wollte recht vom Flecke gehen, die Kundschaft verminderte sich augenfällig, Veruntreuung und Trägheit riß unter den Gesellen ein, alltäglich gab es Hader und Schlägerei, und die Werkstätte kam dermaßen in Verruf, daß Niemand mehr etwas darin zu thun haben wollte. Vergebens keifte Meister Martin stündlich mehr und ungeberdiger, vergebens kargte er immer knauseriger mit Kost und Lohn; der Unsegen nahm immer mehr überhand und nach wenigen Wochen sah sich

der grimme Alte mit einem einzigen, halb blöden Lehrburschen allein in der verödeten Werkstätte. Daß Else schlimme Zeiten deshalb erlebte, brauch' ich wol nicht erst zu sagen.

In seinem Innern mochte der Meister vielleicht empfinden, daß er selbst die Schuld sothanen Verfalles trage, dieweil er den wackeren Gesellen, seine Stütze und rechte Hand, so schnöde aus dem Hause gethan; doch der Böse bekennt niemals gerne seinen Fehler und schiebt ihn gerne Andern in die Schuhe; darum grollte er dem Buhlen seiner Tochter nur noch mehr, und ließ sie oft bittere Reden hören, die ihr das Herz zerwühlten, wie ein zweischneidig Schwert.

»Ach, Vater,« weinte einst bei einem solchen Auftritt Else, »hättet ihr dem armen Jungen nur einen Strohhalm von Hoffnung gelassen, so wäre Alles gut geworden! Aber da vermaßet ihr euch gottloserweise . . .«

»Schweig, freche Dirne,« zeterte der Alte, »was ich sage, dabei hat es sein Verbleiben. — Eh' nicht,« fuhr er höhnend fort, »eh' nicht der Hahn ein Ei legt — —« Im Augenblick, als Meister Martin diese Worte sprach, krähte der Hahn im Gehöfte sehr stark und flog gleich darauf, schwirrend und gackernd, am Fensterlein der Stube vorüber. Lautes Geschrei ertönte jetzt von unten und der Meister hörte vernehmlich, wie sein Lehrjunge rief:

»Wunder über Wunder; der Hahn hat ein Ei gedient!«

Meister Martin erblich bis in die Lippen bei dieser Kunde und trat an's Fenster, um den Jungen genauer auszufragen; Else aber bekreuzte sich und flüsterte:

»Herr, mein Gott, geh' nicht in's Gericht mit ihm! Man sagt: ein Ei von einem Hahne gelegt, enthalte einen Drachen.«

Simon, der Lehrling, erzälte auf des Alten Geheiß, er habe deutlich gesehen, wie der Hahn sich des Eies entledigte und mit denselben in den Brunnen geflogen sei, wo es ohne Zweifel verborgen sein müsse; er wolle das Sakrament auf die Wahrheit seiner Aussage nehmen und bitte den Meister, ihn sofort aus dem Hause zu entlassen, indem er da nicht bleiben wolle, wo des Himmels Ungnade in so sichtlichen Zeichen offenbar werde.

»Bist ein Narr, Simon,« beschwichtigte Elsen's Vater, »ich will alsbald den Brunnen durchforschen in allen Fugen und Winkeln, und du sollst die Ueberzeugung erhalten, daß du schlecht mit deinem Auge berathen warst, da du dir einbildetest, etwas Unmögliches geschaut zu haben. Ein Hahn und ein Ei; sei nicht so dumm, Simon.«

Simon blickte den Meister ungläubig an und dieser faßte sich in der That ein Herz, um eine Leiter zu holen und in das Brünnlein hinab zu steigen. Aber er war noch wenige Secunden in der Tiefe, als ein gellender Schrei emporhallte und ein dumpfer Fall in das Wasser des Meisters Untergang verkündete. Gleichzeitig stieg über dem Rande des Brunnens ein mächtiger Hahn mit vielfarbigen, schillernden Drachenflügeln und einem schuppigen Schwanze, den Kopf mit schimmerndem Krönlein bedeckt, empor, prächtig, aber dabei so entsetzlich anzuschau'n, daß Simon unwillkührlich die Blicke abwendete und mit einem Schrei des Entsetzens aus dem Hofe, zum Haus hinaus, enteilte.

Bald war ganz Wien voll von dem Wunder, so sich begeben, und große Furcht beschlich die Bewohner, daß der Basilisk herausbrechen und Alle durch seine giftigen Blicke vernichten möchte. Else zagte, ihr Kämmerlein zu verlassen, schloß Thür und Fenster sorglichst ab und vermeinte nicht anders, als in dem Hause, von welchem sich männiglich fernhielt, wie von einer Hölle, Hungers sterben zu müssen. Sie kniete auf ihrem Betschemel nieder und rief den Himmel um Gnade für ihren unglücklichen Vater und um die eigene Rettung oder doch um eine sanfte Sterbestunde an; auch ihres Johannes gedachte sie unter heißen Zähren und dankte dem Himmel, daß er ihm, dem Vielgeliebten, diese herbe Prüfung erspart habe.

Es war gegen Abend, als plötzlich anhaltendes, ungestümes Jauchzen rings um das Haus erscholl; Else blickte durch die Fensterscheiben und sah alle Dächer und Fenster erfüllt mit Männern, Frauen und Kindern, welche hochwallende Tücher schwangen und Blumen warfen und mit Dankesergießungen einem Jünglinge zuwinkten und entgegen jubelten, welcher eben aus ihrem eigenen Hause trat, ein todtes Ungethüm hinter sich schleppend, das zu scheußlich war, als daß die zarte Maid den Anblick ertragen hätte. Sie sank ohnmächtig nieder; aber der Gedanke blieb ihr noch, daß jener Jüngling Johannes war, und das fremde Ungeheuer der Basilisk gewesen sein müsse.

Und so verhielt es sich auch wirklich. — Der wackere Geselle hatte seiner Liebsten Noth nicht sobald erfahren, als er beschloß, den Drachen zu bekämpfen und seine Else zu befreien. Mit einem Spiegelschilde bewehrt, hatte er sich

in den Brunnen fürsichtiglich hinabgelassen, und es war ihm gelungen, des Basilisken Blick vermeidend, denselben dennoch auf der Spiegelfläche zu sammeln, daß er davon rückprallend, das Unthier durch das eigene Gift zu Tode traf. Jubelnd klomm er dann die Sproßen der Leiter empor und zerrte das ekle Aas als Siegeszeichen mit sich, welchem verdienter Beifall entgegenjubelte. — Also ist geschehen zu Wien, da man schrieb das Jahr 1211 nach Christi beseligender Geburt, und das Haus, in dessen Brunnen der Basilisk aus einem Hahnei entsprungen ist, war belegen in der Schönlaterngasse Nr. 648, das Meister Martin sein eigen genannt hatte, und welches nun Else ihrem treuen Buhlen als Mitgift zubrachte. Zum Gedächtniß jener denkwürdigen Geschichte ward das Bild des Basilisken als Schild über dem Thore ausgehauen, und verblieb daselbst durch viele hundert Jahre.

Else und Johannes erlebten ein langes, beglücktes Leben, und standen sammt ihrer zahlreichen Nachkommenschaft hoch in Ansehen bei Jung und Alt.

Statistisches.

Trauungen, Geburten, Todfälle in Wien.

Seit den letzten dreißig Jahren.

I. Trauungen.

Im Jahre		Im Jahre		Im Jahre	
1811	3274	1821	2340	1831	2133
1812	2555	1822	2342	1832	2429
1813	1973	1823	2468	1833	2832
1814	2148	1824	2257	1834	2812
1815	2437	1825	2474	1835	2920
1816	2881	1826	2590	1836	2943
1817	2205	1827	2817	1837	3461
1818	2428	1828	2447	1838	3337
1819	2588	1829	2512	1839	3174
1820	2672	1830	2651	1840	3369
Summe	25161	Summe	24898	Summe	29410

Nach diesem Ausweise hat die Anzal der Trauungen in den letzten acht Jahren bedeutend zugenommen. Die wenigsten Trauungen kommen in den Jahren 1813, 1831, 1814, 1817 und 1824 vor. Die stärksten Jahre sind 1837, 1840, 1838, 1811 und 1839. Für 1811 bis 1820 ist der jährliche Durchschnitt 2516, für 1821 bis 1830 . . . 2489, und für 1831 bis 1840 . . . 2941. Die Gesammtzal der Trauungen in allen 30 Jahren ist 79469, der jährliche Durchschnitt 2649.

II. Geburten.

Im Jahre		Im Jahre		Im Jahre	
1811	12630	1821	12819	1831	13536
1812	11314	1822	12445	1832	13584
1813	12101	1823	12758	1833	15013
1814	11614	1824	12986	1834	15089
1815	12326	1825	13298	1835	14686
1816	11546	1826	13584	1836	15126
1817	11228	1827	13315	1837	15653
1818	11536	1828	13620	1838	16295
1819	12624	1829	13521	1839	17507
1820	12846	1830	13285	1840	18277
Summe	119765	Summe	131631	Summe	154766

Die Zal der Geburten ist nach dieser Uebersicht fortwärend im Steigen begriffen. In den Jahren 1811 bis einschlüssig 1824 wechselte sie Jahr für Jahr zwischen 11 — 12000. In jedem der folgenden Jahre 1825 bis einschlüssig 1832 stieg sie immer über 13000, und seitdem hat sie noch weit bedeutender zugenommen. Von 1832 auf 1833 vermehrten sich die Geburten beinahe um 1500, erhielten sich die 3 folgenden Jahre immer auf der gleichen Höhe, und stiegen dann abermals, und zwar

von 1835 auf 1836 um 440,
» 1836 » 1837 » 527,
» 1837 » 1838 » 642,
» 1838 » 1839 » 1212,
» 1839 » 1840 » 770,

so daß das Jahr 1840 zugleich das stärkste in dem ganzen Ausweise ist.

Der Durchschnitt der ersten 10 Jahre ergibt 11976,

der nächsten 10 Jahre 13163, und der letzten 10 Jahre 15476 Geburten für 1 Jahr.

Die Gesammtsumme aller Geburten in den 30 Jahren beträgt 405162, wovon auf 1 Jahr 13505 entfallen würden.

III. Todfälle.

Im Jahre		Im Jahre		Im Jahre	
1811	15359	1821	10411	1831	16784
1812	14407	1822	11828	1832	16622
1813	12971	1823	11160	1833	14631
1814	15309	1824	10537	1834	15403
1815	11520	1825	10959	1835	15206
1816	12306	1826	12190	1836	19642
1817	12742	1827	12363	1837	15580
1818	11070	1828	13764	1838	14339
1819	11501	1829	13468	1839	15738
1820	10822	1830	13708	1840	16235
Summe	128007	Summe	120388	Summe	160180

Die Gesammtsumme aller Todfälle in den 30 Jahren beträgt 408575, und ist daher um 3413 stärker, als die Anzal der Geburten in demselben Zeitraume.

In den Jahren 1811 bis einschlüssig 1817 war fast immer (mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1815, in welchem die Geburten um 806 mehr waren, als die Todfälle) die Anzal der Todfälle stärker, als jene der Geburten, und zwar

im	Jahre	1811	um	2729
»	»	1812	»	3093
»	»	1813	»	870
»	»	1814	»	3695
»	»	1816	»	760
»	»	1817	»	1514
	zusammen		um	12661

Von 1818 angefangen bis 1828, also durch volle 10 Jahre, war die Anzal der Geburten Jahr für Jahr immer grösser, als jene der Todfälle, oft um 2 — 3000 in Einem Jahre, und in allen 10 Jahren um 15370.

Die folgenden 9 Jahre, von 1828 bis 1837, weisen dagegen fast immer (mit Ausnahme der Jahre 1829 und 1833) eine größere Anzal von Todfällen, als Geburten aus, und im Ganzen sind durch diese 9 Jahre die Verstorbenen um 10768 stärker, als die Geborenen.

Seit dem Jahre 1837 jedoch ist die Anzal der Geburten wieder die stärkere, und zwar

im	Jahre	1837	um	73
»	»	1838	»	1956
»	»	1839	»	1769
»	»	1840	»	2042
zusammen also um . .				5840

Die meisten Todfälle hatte das Jahr 1836, nemlich 19642. Diesem zunächst stehen die Jahre 1831, 1832, 1840, 1839, 1837, 1834, 1811, 1814 und 1835. Die schwächsten Jahre waren 1821, 1824, 1820 und 1825, jedes unter 11000.

Der Durchschnitt der Todfälle in den ersten 10 Jahren ist 12800, also um 824 stärker, als jener der Geburten; in den zweiten 10 Jahren ist der Durchschnitt der Todfälle 12038, also um 1125 schwächer, als jener der Geburten; in den letzten 10 Jahren ist der Durchschnitt der Todfälle 16018, also wieder um 542 stärker, als jener der Geburten.

Die Durchschnittszal der Todfälle für alle 30 Jahre ist 13619, also um 114 größer, als jene der Geburten.

Von den Verstorbenen im Laufe dieser 30 Jahre war die älteste Person 116 Jahre alt; 1 starb mit 109, 3 starben mit 108, 2 mit 107, 6 mit 106, 8 mit 105, 6 mit 104, 6 mit 103, 6 mit 102, 11 mit 101, 21 mit 100, und 1208 zwischen 90 und 100 Jahren. Im Vergleiche zur Gesammtsumme der Verstorbenen ist auf 319 immer Eine Person zu rechnen, welche das Alter von 90 Jahren und darüber erreichte, und auf 5590 immer Eine, welche älter als 100 Jahre wurde.

An zufälligem Tode verstorben erscheinen wärend des Zeitraumes dieser 30 Jahre 3215, also im Durchschnitte auf 1 Jahr 107. Unter 127 verstorbenen Personen ist immer Eine, als an zufälligem Tode verstorben, zu rechnen.

Die Todtgeborenen werden abgesondert berechnet, und sind weder in dem Ausweise über die Geburten, noch in jenem über die Todfälle enthalten. Ihre Anzal in diesen 30 Jahren ist folgende:

Im Jahre		Im Jahre		Im Jahre	
1811	634	1821	445	1831	422
1812	519	1822	349	1832	485
1813	641	1823	392	1833	506
1814	550 *)	1824	426	1834	531
1815	489	1825	420 **)	1835	485
1816	456	1826	453	1836	588
1817	409	1827	442	1837	597
1818	536	1828	432	1838	700
1819	524	1829	428	1839	697
1820	476	1830	480	1840	669
Summe	5234	Summe	4267	Summe	5680

*) und **) Diese beiden Zalen werden nur ungefähr so angegeben, weil die ämtlichen Ausweise in diesen beiden Jahren keine nummerisch bestimmte Nachweisung enthalten.

Der Durchschnitt der ersten 10 Jahre beträgt 523, der zweiten 10 Jahre 426 und der letzten 10 Jahre 568 Todtgeborne in Einem Jahre. Die Gesammtsumme aller 30 Jahre beläuft sich auf 15181, und im Durchschnitte für ein einzelnes Jahr auf 506.

Auf 28 Geburten ist immer Ein todtgebornes Kind zu rechnen, nach der Vergleichung und Zusammenstellung aller 30 Jahre. Etwas ungünstiger zeigte sich dieses Verhältniß von 1811 bis 1820, wo 1 Todtgeborner auf 24, — günstiger dagegen wieder von 1821 bis 1830, wo 1 Todtgeborner auf 32 Geburten kam. Im letzten Jahrzehend ist das Verhältniß: 1 zu 28.

Zugenommen haben die Geburten von 1821 bis einschlüssig 1830 im Vergleiche zu den vorhergehenden 10 Jahren um 11860, und von 1831 bis 1840 abermals um 23135. Dagegen ist die Sterblichkeit in den mittleren 10 Jahren des angenommenen Zeitraumes um 7619 Fälle geringer gewesen, als in den Jahren 1811 bis 1820. In den Jahren 1831 bis 1840 war sie aber wieder um 39792 Fälle stärker, als in den 10 Jahren vorher.

Der Bevölkerungsstand der Stadt Wien im Jahre 1811 erscheint mit 233000 Seelen ausgewiesen, und beträgt nach den neuesten Resultaten der Aufnahme vom Jahre 1840 über 357000, ist also seit der Zeit um 124000, d. i. mehr, als die Hälfte, gestiegen. Diese Zunahme muß in jedem Falle durch Einwanderung aus den Provinzen und dem Auslande bewirkt worden sein, weil, wie schon früher nachgewiesen wurde, die Gesammt-

anzal der Geburten in diesen 30 Jahren geringer war, als jene der Todfälle. Ganz besonders hat die Bevölkerung seit dem Jahre 1837 zugenommen, wo sie nur 334000 Seelen betrug, also sich seitdem, in dem kurzen Zeitraume von 3 Jahren, um die wirklich namhafte Summe von 23000 Seelen vermehrte. Diese Daten sind gleichfalls ämtlichen Ausweisen entnommen, aus welchen ich nächstens eine umständlichere Uebersicht über den Bevölkerungstand unserer Stadt jetzt und in früherer Zeit mitzutheilen gedenke.

A.

Wiener-Daguerreotypen in fantastisch-romantischen Rahmen.

Von Franz Stelzhamer.

1.

Soirée bei Dommayer in Hitzing.

Sonntag wars, und ein Tag voll Sonnenschein und friedlich-freundlicher Luftströmung. Mit jenem seligen Gefühl im Herzen, dessen ich mich nur noch schwach aus meinen Studienjahren erinnere: daß endlich die lange Woche voll Plag und Schererei vorüber, pilgerte das Arbeitsvolk aller Art und Gattung nach den verschiedenen Thoren und Linien hinaus in die liebe Gottesfreie, mit dem festen Entschluße: einen recht hellrothen Freudenstreif durch das eintönige, mattgraue Gewebe der vergangenen und kommenden Woche durchzuziehen.

»O du glückliches Volk!« rief ich, dem Treiben und Beginnen eine Weile durch's Fenster zusehend, und bedauerte, daß ich lauter Sonntage hätte, die aber, genau betrachtet, eintöniger und farbloser sind, als ihre Werkeltage. Ohne Nacht wäre kein Tag; gäb' es keine häßlichen Tage und Gesichter, wir hätten keinen Begriff von schönen; ereignete sich kein Unfall, keine Trauer, wer käme auf den Gedanken von Glück und Freude! Nur im Ge-

gensatze, in der Abwechslung — da unterbrach mich ein ungestümes Pochen an meine Thüre. — Herein! —

»Mir scheint, du fängst schon wieder Grillen und Mücken,« — lachte mir hereintaumelnd mein lustiger Freund: Hans ohne Sorgen entgegen; »steh' ich doch schon, weis Gott, wie lange unter deinem Fenster, winke und weble mit dem Stocke, rufe, pfeife, aber wer das nicht sieht, noch hört, das ist mein tiefsinniger Freund Sebastian. — Nu, was schaust du, und machst ein Kamehlsgesicht,« — fuhr der Uebermüthige fort, — »hurtig, schnell in deine Kleider, in deine schönsten Festtagsgewänder, wir fahren oder gehen, all' Eins! aber wir müssen nach Hitzing. — Große Soirée bei Dommayer — Strauß — neue Walzer — brillante Gesellschaft — Damen, darunter eine Florentinerin,« — er schnalzte einen Kuß in sein rechtes Fingerpfötchen — »sechzehnjährig, — groß — Augen wie Karfunkel — Haare, wie das Gelbe im Regenbogen und — eine Italienerin! — Aber so mache, mache, ich bitte dich bei dem obersten Grundsatz deiner neuen Filosofie, denn jede Minute anderswo ist eine Ewigkeit voll Tod und Verdammniß!« —

So, das heißt, in dieser tollen Wirbelei ging es fort, bis ich wirklich, von seinen eben so geschickten, als emsigen Händen unterstützt, dastand in meinen schönsten Gewändern; an den Händen ein Paar ganz mackellose Jaquemar'sche Kunstprodukte; in den Händen aber die moderne Keule mit dem goldenen Knauf, vorstellend einen Rhinoceroskopf.

»Charmant! Magnifique!« jubelte Ohnesorg und frei-

selte sich auf seinen Kerscher'schen Lackstiefeletten — »aber ich muß dir sagen,« er sprach auf einmal ganz ernst, seine hastende Stimme war um einen und einen halben Ton tiefer und er stand ruhig, wie ein verständiger Mensch — »Sebastian, du magst es glauben oder nicht, ich sage dir, du bist ein verflucht hübscher Kerl! — Deine Augen leuchten gefährlich, wie zwei frische Luntenbrände über einer Pulvertonne; deine gekräuselte Oberlippe mit dem leisen Anhauch von Bart zwischen seinen Bundesgenossen: der entschieden vortretenden Nase und dem keck aufpochenden Kinne, trägt sich, als wollte sie heute der ganzen schönen Welt den Liebeskrieg ankündigen. — Sebastian, Sebastian! ich sollte dich nicht so schön ausstaffirt haben! Aber so lache oder lächle doch zum Teufel! sprich und sei auch ein wenig artig, sagend: daß auch ich, dein Freund, ein Comme il faut-Kerlchen sei, wenn auch nicht so geistreich schön, wie du, aber doch immer eine wahre Salonzierde der salonreichen Residenzstadt Wien!«

Sebastian, (ich spreche fortan öfter und abwechselnd in der dritten Person von mir), neigte mit komischem Pathos, bejahend das Haupt, und in der nächsten Minute fuhren die zwei Löwen im fashionabelsten Graben-Fiaker die beiden Burgthore durch, die heitere, Modeband-ähnliche Mariahilfer-Straße entlang, passirten die Linie, brausten an den neuen Gas-Candelabern, den biergesegneten Fünfhäusern und weinbewährtem Rustendorf, die Schönbrunner Obelisken vorüber, und hielten, eh' noch die Viertelstunde ganz um, an ihrem Ziele — und traten für 10 kr. C. M. in Dommayer's Gartensalon, wo es bereits so

recht buchstäblich auf Leben und Tod herging; denn wo fänd' ich die Zal der hingeschlachteten Poulards, Repphühner, Gockelhähne und Fasanen, die eine lebensfrohe Bevölkerung unter Witz und scherzhaftem Geplauder verzehrte, der rinnenden und ausgeleerten Flaschen gar nicht zu gedenken! Aber ganz deßgleichen thuend, sprach ich gegen einen nordischblonden Ausländer, der zu einem Halbquart Wein eine Kleinportion Käse mit etwas einigem Butter in unzälige granschwere Würfelchen schnitt — »selig« — sprach ich und lachte dazu auf gut österreichisch mit dem ganzen Gesichte, — »selig sind, die da essen und trinken; denn sie scheinen Hunger und Durst zu haben, und im Beutel ein Geld, um diese unangenehmen Zustände auf die angenehmste Weise zu ändern und aufzuheben!« Und als mir darauf mein Repphuhn so wohl geschmeckt hatte, daß ich beschloß, es rein und ungeschmälert dem Gaumen als Opfer zu belassen, befahl ich, mir pro stomacho noch extra ein Poulard zu bringen, da entsetzte sich aber der fahlhaarige Nord, stand auf und ging mit einer nothdürftigen Verbeugung — wahrscheinlich, von wannen er gekommen war — fare well, my good lad!

Auf dem Teller (das darf ich zu seiner Charakterisirung nicht mit Stillschweigen übergehen), hatte der Ehrenmann fast zwei Drittel eines Käsestückes von besagter Schwere und im Glase beinahe einen Fingerhutvoll Weines Rest gelassen, ohne dem Marqueur auch nur einen Pfennig von der verlangten Zeche abzubrechen. —

Ja, die lieben Norder, das können sie uns Südern nicht nachsehen, daß wir so herzhaft essen und wacker trin-

ken, wissen darneben aber nicht genug Rühmens und Aufhebens zu machen von unserer Bonhommie, Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, als wenn es nicht constat wäre, daß dieses nur die liebenswürdige Folge von jener im Grunde auch nicht unliebenswürdigen Ursache sei! Nicht nur unsere, sondern auch der meisten anderen Menschen Liebenswürdigkeit und Tugend hat seinen Grund in der guten Beschaffenheit und dann Wohlbestelltheit des — Magens. — Ja, ja, mein Freund! und ich bin in meiner Magenfilosofie schon so weit gegangen, daß ich bei der Erkundigung um einen zukünftigen Gefährten, noch mehr Gefährtin, ziemlich zuerst zu fragen pflege: »Um Vergebung und gütige Nachsicht, weil Sie Herrn N. N. oder Fräulein X. X. schon so genau kennen, wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, ob er (es) in der Regel bei gutem Appetit sei? und wie schwer es (er) bei völlig erlangter Ausgewachsenheit wohl wägen dürfte? Ja, mein Freund, Spaß aparte! meine Freunde liebe und schätze ich caeteris paribus mehr oder weniger je nach der Schwere ihrer materiellen Persönlichkeit und meine Zukünftige braucht eben nicht, wie Serafine Luftmann, mit Centnergewichten zu spielen, aber ein simples Centnerchen Eisen oder Stein darf und soll mir auch über sie keine Oberherrschaft behaupten und ausüben. — — — — —

Sebastian hätte wahrscheinlich bei einem noch nachfolgenden Tortelettchen und Extragläschen diesen schönen und fruchtbaren Gedanken noch weiter gesponnen und praktischer entwickelt, da kam aber Ohnesorg angetummelt, der ihn, ihm etwas in's Ohr raunend, unter den Arm faßte,

und — hast ihn nicht gesehen, siehst ihn auch nimmer! — mit ihm in's Gedränge verschwand.

Der freundliche Leser aber und ich, als ein schon gesetzteres Paar Leute, wollen noch ein Weilchen sitzen bleiben und harmlos mit einander kosen und glossiren.

Was meinen Sie z. B. zu dem Vergleich, wenn ich sage: der freundliche Ort »Hitzing« kommt mir vor, wie eine lustwandelnde Dame aus der Stadt in leichtem, aber gewähltem Sommerstaat. Eben trat sie, wie es scheint, von ihrem Morgenspaziergang aus dem schattenreichen Schönbrunner Kunstwald und steht unschlüßig, ob sie wieder in die Residenz zurückkehren, oder die fröhlichen Ufer des Wienflüßchens entlang noch weiter gegen das Gebirge fortwandeln soll, im sonnigen Blachfeld; ihre Gestalt ist noch fast jungfräulich jung, doch versteht sie bereits und übt mit sichtbarer Lust die vornehmen Künste gefälliger Schalkheit und feiner Koketterie; ihr wohlgeordneter Kopf ist — Dommayer; ihr Lächeln eine — Strauß'sche Conversation; das Klingen ihrer Ohrgehänge — sein Orchester; ihre üppig wallenden Locken — der reiche Gastbesuch; das Flüstern ihres Mundes — der fröhliche Applaus; das frische Röschen im Haar' — die schöne Damenanwesenheit; die elastisch vibrirende Bundnadel — der liebeglühende Knaul der jungen Löwen; ihre Augen, der blaue Himmel mit den Wandelsternen der Blicke — aber hören Sie, hören Sie, wie das singt und melodirt, ei du köstliches Sträußchen aus dem Blumengarten der Menschheit — Strauß! was du hier wieder für ein allerliebstes Gedankenspiel erklingen läßest, wie deine etlichen Dutzend Arme, und dein

Dutzend Lungen zusammengreifen und zusammenathmen nach dem diktatorischen Sinn deines Kopfes und nach der Generalempfindung deines Herzens! Denn wahrhaftig, und ich weis es gewiß, hättest du mit deiner klingenden Mannschaft gelebt in der guten alten mythischen Zeit der Aegypter und Griechen, du wärest uns selbst als ein mythisches Curiosum überliefert! Und sehen Sie, wie die ganze Zuhörerschaft leicht eingeht in die Sätze und Strofen seines Tongedichtes, wie es taktisch mit dem Kopfe mitnickt, mit den Stäben dazu in den Sand pocht, und wie die jungen Cigarren=Consumenten sogar die Rauchwolken im Dreiviertel=Takte steigen und wirbeln lassen! — O du liebes Dreivierteltaktleben, wo bist du doch so wonnereich und heiter!!!

Da fällt mir eben auch ein, wie neulich ein fantasie- und witzbegabter Mensch das Entstehen und Wesen der Wienervolksmusiker und ihre zauberhafte Wirkung aufs Allgemeine in einer artigen Fabel zu erklären und darzuthun wußte. Er behauptete: sie entstünden und verschwänden, wie periodische Quellen, Bäche und Seen nach stärkeren und anhaltenden Regenwettern; und seien, wie diese, eine Ansammlung von Millionen und Millionen Tropfen und Tröpfchen — ebenfalls weiter nichts, als ein Conatominat der Gesangshauche, Liedertöne und Lustlaute, die aus Herz und Kehle des gesammten Volkes in so viel Tagen und Jahren entquollen und entströmt sind, und fortweg entströmen und entquellen; daher ihre typische Form und Eigenthümlichkeit und ihre fisiognomische Aehnlichkeit unter sich; und daher oder vielmehr darin auch der Grund des

vergnügten und bis zum Uebermaß und Ueberdruß getriebenen Anhörens der Menge, weil jedes Einzelne mehr oder weniger wirklich Eigenes nicht blos zu hören glaubt, sondern wirklich hört.

»Benissimo!« rief eine liebliche Stimme, aber so leise und zaghaft, wie die Laute der Nachtigall in den ersten Frühlingstagen; um so beherzter aber und lauter sprach eine zweite: »Iß nur fatale Geschickt, daß wir nickt kapir sehr gut der teusche Spracken!«

Ach, du mein lieber Himmel! — O du spitzbübischer Ohnesorg! – Wußte mich der Samiel von einem Freund mitten in's Kreuzfeuer zu setzen! Denn, wie eine schöne Leserin vielleicht schon errathen hat, die leise flötende Nachtigall war Niemand anders, als die zu Eingang erwähnte Italienerin mit den Karfunkelaugen und dem Haare, gesponnen aus dem Goldgelben des Regenbogens; der muntere »Kauderwelsch« aber bezeichnete sich vor der Hand nur als ihr Onkel und Vormund, und ist bis jetzt, obwol seit diesem Vorfalle bereits ein halbes Jahr und darüber verflossen, gegen mich noch immer bei dieser Bezeichnung verblieben, ungeachtet meiner Fortschritte im Italienischen, meiner gänzlichen Versunkenheit in Arabellas Karfunkelaugen und meiner Gefangenschaft im Goldnetz ihrer Haare.

Ohnesorg bedauert mich, entschuldigt sich, daß er mich ja früher gewarnt hätte und ist nach wie vor der lustige »Hans ohne Sorgen.«

Die Carmeliten in der Leopoldstadt.

Von Realis.

Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Schiller.

Der Konvent der Carmeliten in der Leopoldstadt ist im vorigen Jahre bekanntlich provisorisch aufgelöset und das dadurch unbewohnt gewordene Klostergebäude dem wohlthätigen Orden der grauen Schwestern zu Gumpendorf angewiesen worden, die darin ein Filialhospital errichtet haben, welches heute schon vierzig Krankenbetten zält.

Ein Rückblick auf die Geschichte der aufgehobenen Klostergemeinde dürfte daher, um ihr Andenken der Mitwelt zu erneuern und der Nachwelt zu erhalten, nicht überflüssig sein.

Schon um das Jahr 1360 nahm Herzog Rudolf IV. die Bruderschaft der Carmeliten in Wien auf; er wies ihnen das damalige Kloster zu St. Johann im Werd zum Sitze an.

Dieses Kloster stand eigentlich in der sogenannten Fischervorstadt, welche vom heutigen Schanzel bis zum untern Arsenal in der Gegend des jetzigen Neuthores und der noch vorhandenen Festungswerke reichte. Die

frommen Väter verweilten dort aber nur eine kurze Zeit, denn im Jahre 1386 räumte ihnen Albrecht II. die Kapelle und das Gebäude des Münzhauses auf dem Hof (das gegenwärtige Hofkriegsraths-Gebäude) ein, weil nach dem Wortlaute der diesfalls erlassenen Urkunde: »sich gefüget hat, daß die Capell, das Gesezz und auch die Wohnung zu Wyenn in dem Werd, da etwenn die Augustiner wohnhaft waren, die seliger Gedächtnüß der hochgeborn Fürst — Herzog Rudolf gegeben und geantwort hat den Erbenn und Geistlichen unsern liebn andacht'gen unser Frauen Brüder, genannt Carmeliten, von der großen prunst, die vor Zeiten ze Wyenn ist geschehen gar abgeprunnen vervallen, und verbünst ist, so ganzleich, das die eg'n Brüder daz nit widerbringen und gepauen mügen.«

Nach der ersten Belagerung Wiens durch die Türken verschwand diese Fischervorstadt sammt dem Kloster und der Kirche St. Johann für immer. Das Kloster der Carmeliten am Hofe ging im Jahre 1554 ganz ein, und das Gebäude wurde den Jesuiten übergeben. So blieb es, bis im Jahre 1622 der General des Ordens der Carmeliten die Klöster in Polen untersuchte und auf der Rückreise nach Wien kam. Kaiser Ferdinand II. genehmigte nicht nur die Errichtung eines neuen Ordenshauses, sondern bot sich selbst an, der Stifter desselben zu sein.

Es wurden nun die Häuser der Witwe Henkhel und des Bernhard Maurer in der Leopoldstadt, damals noch der untere Werd genannt, gekauft und dem Or-

densgenerale als Geschenk überlassen. Da der dadurch erhaltene Raum aber zu einem Kloster und einer Kirche nicht zureichte, so wurden auch die nachbarlichen Häuser des Daniel Moser und des Simon Schmied dem frommen Ordens-General verliehen und für ewige Zeiten die Besitzungen der Carmeliten im Werd von allen Steuern und Lasten befreiet.

Den 16. August 1623 erfolgte der kaiserliche Stiftbrief, durch welchen den Ordensbrüdern das Sammeln von Almosen gestattet und die Erlaubniß zu predigen, Beicht zu hören und die heiligen Sakramente zu spenden, ertheilt wurde.

Das Kloster und die Kirche wurden zu gleicher Zeit zu bauen angefangen. Die Kirche war schon den 15. August 1624, obschon nur niedrig und klein, vollendet und wurde von dem päpstlichen Nuntius, Carl Caraffa, Fürsten von Rocella, eingeweiht. Zwei Jahre später wurde sie auf Kosten des Fürsten Hartmann von Liechtenstein vergrößert und erhöhet; zugleich stiftete Fürst Udalrich von Eggenberg das Exerzitienhaus und legte den Grundstein desselben.

Der Klosterbau ging nicht so schnell vorwärts; erst den 24. September 1627 war die Feier der Grundsteinlegung, wobei Kaiser Ferdinand II., seine Gemahlin Eleonora, die Erzherzoge Ferdinand und Karl und die Erzherzoginen Maria Anna und Cäcilia gegenwärtig waren. Das kaiserliche Paar versenkte selbst den Grundstein, in welchem die Denkschrift auf einer bleiernen Tafel und fünf Goldmünzen enthalten waren, in die

Grundfeste; der berühmte Cardinal Clesel hatte ihn geweiht.

Wärend des Baues kam der Ordens-General der Carmeliten, Pater Dominicus a Jesu, welcher im Rufe hoher Frömmigkeit stand, im untern Werd an. Er war von Papst Paul V. an den Kaiser und den Herzog von Baiern geschickt worden, um in dem Kriege gegen die Böhmen als Legat zu dienen. Er kam den 22. November 1629 im Werd an und wurde mit um so grösserer Auszeichnung empfangen, als seinem Gebete zur seligsten Jungfrau vorzüglich der Sieg der Katholiken am weißen Berge bei Prag zugeschrieben wurde.

In Betreff dieses Sieges können wir hier nicht unberührt lassen, es sei die merkwürdige Thatsache aktenmäßig erwiesen, daß der fromme Laienbruder, Stefan von Verona, der damals im Kapuzinerkloster zu St. Ulrich am Platzl lebte, dem gottesfürchtigen Kaiser Ferdinand den Sieg, den seine Feldherrn Max von Baiern, Tilly und Boucquoy am weißen Berge über die Schweden erfochten hatten, noch in derselben Stunde meldete, als die Schlacht geliefert worden war.

Diese vereinten Umstände bewogen den genannten Fürsten, als Zeichen seines Dankes für den erhaltenen Schutz des Himmels, das Kapuzinerkloster am neuen Markte in der Stadt zu vollenden und die Carmeliten im untern Werd zu stiften. Nebst der Abgabenfreiheit schenkte der Kaiser ihnen auch den Tabor mit allen Einkünften und Gefällen; die frommen Väter verbaten sich aber diese große Huld, wogegen ihnen der Monarch

antwortete: »Bedenket gut, was ihr thut, meine lieben Väter! ihr werdet nicht immer einen zweiten Ferdinand haben.« —

Pater Dominicus, von dem oben die Rede war, verweilte jedoch nur kurze Zeit im Carmelitenkloster, denn schon am 29. November 1629 berief ihn der Kaiser in die Burg zu sich, um in den wichtigsten Staatsangelegenheiten seinen Rath zu vernehmen und ihn stets zu Seite zu haben. Nicht lange war es dem frommen Vater aber vergönnt, dem Fürsten Dienste zu leisten; er erkrankte und starb den 16. Februar 1631.

Sein Leichnam wurde in einem feierlichen Trauerzuge aus der kaiserlichen Burg in den untern Werd gebracht und in der Kirche der Carmeliten anfangs bei dem Altare der heiligen Jungfrau begraben, bald darauf aber in eine eigene Gruft unter dem Hochaltare beigesetzt.

Im Jahre 1639 kam endlich der Sitz der Carmeliten vollkommen zu Stande. Die Kirche, das Kloster, das Exerzitienhaus und ein geräumiger Garten, welcher von der Sperlgasse bis zur nachherigen Herrngasse sich erstreckte, bildeten ein herrliches Ganze. Die Kirche war vergrößert und mit einer prächtigen Vorderseite geziert worden. Sie wurde zu Ehren der seligsten Jungfrau und der heiligen Theresia den 15. Oktober 1639 von dem Wiener Bischofe, Filipp Friedrich Grafen von Breuner, neu geweiht.

Dieses Gotteshaus erhielt aber noch manche Verschönerungen; Fürst Hartmann von Liechtenstein ließ im gedachten Jahre den Hochaltar herstellen; einen zweiten Al-

tar, zu Ehren der heiligen Anna, auf der Evangelienseite, stiftete im Jahre 1657 die Gräfin Anna Eusebia von Harrach, geborne Freiin von Schwanberg; Frau Walburga von Gelburg, geborne Basin von Baisenberg, ließ auf eigene Kosten die ganze Kirche mit Marmor pflastern; die Familie der Freiherren von Herberstein gründete im Jahre 1658 den Altar des heiligen Albert auf der Epistelseite und im nächsten Jahre ließ Erzherzog Leopold Wilhelm den marmornen Altar mit dem Bilde des heiligen Josef errichten.

Die Niederlassung der Carmeliten war für die dortige Vorstadt eine große Wohlthat. Den Gottesdienst konnten sie zwar in einer der Kirchen der nahen Hauptstadt besuchen, doch die Seelsorge war der entfernten Pfarre zu Eipoltau im Marchfelde übertragen; der geistliche Beistand konnte daher nur schwer erlangt werden. Nach der Ankunft der Carmeliten wurde die Seelsorge im untern Werd oder der heutigen Leopoldstadt diesen Mönchen übertragen, welche die Pfarrverwaltung aber nur bis zum Jahre 1646 besorgten, weil durch Ordinariats-Dekret vom 31. Dezember dieses Jahres nach der bereits vier Jahre früher erfolgten Bestimmung den Curaten bei St. Stefan in Folge der neuen Pfarreintheilung außer der Stadt Wien nicht nur Alles übertragen wurde, was außer der Schlagbrücke gelegen war, sondern auch der Prater, die Landstraße, Erdberg, die ganze Vorstadt vor dem Stubenthore, die ganze Vorstadt vor dem Kärntnerthore und

Nicolsdorf bis zur Kothgasse, wo der Pfarrbezirk St. Michael außer der Stadt begann.

Diese Bestimmung erlitt aber vier und zwanzig Jahre später eine Aenderung, weil nach Aufhebung der Judenstadt, die sich damals in der Leopoldstadt in der Gegend hinter den Karmeliten und der Augartenstraße befand, die neue Pfarre St. Leopold entstand.

Wärend der verhängnißvollen türkischen Belagerung im Jahre 1683 wurde das schöne Carmelitenkloster von dem Erbfeinde in Schutt und Asche gelegt und die Kirche als Pferdestall gebraucht. Am 9. Juli dieses Jahres brachten die verjagten Väter ihr Archiv und alle ihre Kostbarkeiten in die Stadt in das fürstlich Dietrichstein'sche Haus in der Herrngasse und am 13. zogen sie und ihre Nachbarn, die barmherzigen Brüder, ganz in die Stadt, wo diese in dem genannten fürstlichen Hause und die Carmeliten im Kloster ihrer Ordensschwestern, der Siebenbüßerinen (in der Sterngasse, dem heutigen Polizeigebäude) eine Zufluchtsstätte fanden.

Nur drei Ordensbrüder der Carmeliten blieben mit edler Resignation für den Dienst der Leopoldstadt-Bewohner zurück, die sich verspätet hatten und in die Stadt nicht mehr aufgenommen werden konnten. Da am genannten 13. Juli der rothe Thurm gesperrt und die Schlagbrücke abgeworfen wurde, so konnte am folgenden Tage nur mit vieler Mühe das Gnadenbild der heiligen Jungfrau und der Leib des seligen Domi-

nicns aus der Kirche der Carmeliten noch gerettet und zu Schiffe in die Stadt gebracht werden.

Nach dem Abzuge der Türken wurde Alles schnell wieder hergestellt. Der Konvent fand bei dem hohen Adel viel Unterstützung. Die Kaiserin Eleonora, die Witwe Kaiser Ferdinands des II., bestimmte in ihrem letzten Willen eine Summe zur Herstellung eines der Seitenaltäre, und ließ das Bild der heiligen Jungfrau mit dem geneigten Haupte, welches Pater Dominicus a Jesu um das Jahr 1610 in Rom unter Schutt und Trümmern gefunden, im Jahr 1628 mit nach Wien gebracht, bis an sein Ende hoch verehrt und dann der genannten Fürstin überlassen hatte, — auf diesem Altare aufstellen.

Der Altar der heiligen Maria vom Berge Carmel wurde im Jahre 1702 auf Kosten des Fürsten Maximilian von Liechtenstein ganz neu hergestellt und mit den Statuen der Verwandtschaft der heiligen Jungfrau geziert. Der Künstler hat gesucht, an diesen Statuen die Gesichtszüge der damaligen Glieder des fürstlichen Hauses nachzubilden.

Große Wohlthäter der Carmeliten waren auch die Grafen Josef von Paar, Ferdinand von Windischgrätz und Leopold von Halleweil, deren Wapen in der Kirche über den von ihnen errichteten Altären angebracht sind. Die Grafen von Windischgrätz und Halleweil haben sich in dieser Kirche auch ihre Ruhestätten gewählt.

Der geräumige Platz vor der Kirche wurde im Jahre

1707 mit den steinernen Bildsäulen verschiedener Heiligen und im Jahre 1723 (statt der zehn Jahre vorher errichteten hölzernen) mit einer steinernen Dreifaltigkeitssäule geziert.

Zur Zeit, als der Klostergarten in Bauplätze getheilt wurde, verlor die Kirche alle diese Statuen auf dem Vorderplatze; diese Standbilder wurden — — — zu Grundsteinen für die neue Umfangsmauer des Klosters verwendet.

Als an dieser Kirche unter Kaiser Josef II. eine Filialpfarre (zu St. Josef genannt) errichtet wurde, ward das Pfarramt an Weltgeistliche verliehen und Christof Kolb war der erste, der zum Pfarrer ernannt wurde.

Vom Jahre 1812 — 1824 war in dieser Kirche das Gnadenbild, »Maria Taferl« genannt, welches früher die Kirche zu Jedlersee schmückte, aufgestellt; im letzten Jahre wurde es aber auf wiederholte Bitten der Bewohner des genannten Ortes wieder dahin übertragen.

Die heutige Kirche des aufgehobenen Konventes hat einen Hochaltar mit dem Bilde der heiligen Theresia, und sechs Seitenaltäre, wovon der erste mit dem Bilde der heiligen Dreifaltigkeit und dem oben erwähnten Gnadenbilde Maria mit dem geneigten Haupte, der zweite mit dem Bilde der heiligen Anna, der dritte mit dem Bilde des heiligen Johann vom Kreuze, der vierte mit jenem der Vermählung Mariens, der fünfte mit jenem des heiligen Albert und der sechste mit dem Bilde des heiligen Simon vom Stock geziert ist.

An Grabsteinen ist in diesem schönen Gotteshause nur einer vorhanden, und zwar jener des Grafen von Hallweil, mit folgender Inschrift:

†

Ferdinandus Leopoldus Sac. Rom. Imp. Comes ab Halweil obIIt. DIe. X. AVgVstI. sVb. ara. Ista tVMVLatVs. In paCe.

Das Portal der Kirche ist der Architektur wegen sehenswerth.

Die Wiener Concertsaison 1840—41.

Der Concerte und der reisenden Virtuosen werden immer mehr, — der eigentlichen Künstler immer weniger. Jedes Jahr bestätiget diese Erfahrung. Da klagen sie in Paris über diese Ueberschwemmung an Musik und Concerten, — auch wir können dasselbe Liedlein anstimmen, denn viel ärger ist es gewiß dort auch nicht. Und doch bei all' dieser enormen Masse von großen und kleinen Virtuosen, welche in die Kreutz und Quer die Welt durchziehen, bei all' dem Enthusiasmus und Entzücken, die sie allerwärts verbreiten, — können wir es läugnen, daß die Concertmusik mit jedem Jahre immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen geht? Woran mag es liegen? An den Virtuosen oder am Publikum? Vielleicht an Beiden, — oder sollte wol auch überhaupt der letzte Grund dieser, in allen Kunstzweigen schon sehr bemerkbaren, bedauerlichen Richtung in den materiellen, nur auf sinnlichen Genuß, oberflächliches Vergnügen, auf Erwerb und Industrie gerichteten Tendenzen unserer Zeit zu suchen sein?? — — — Wie gewöhnlich bei einer allgemeinen Calamität, schiebt da Eins die Schuld auf's Andere, man klagt, bedauert, sagt sich hundert Mal vor, und läßt sich hundert Mal vorsagen, wie es doch in vergangenen Tagen um so viel bes-

ser und anders war, man findet jede Klage wahr und gerecht, — — und doch legt man die Hände in den Schoß und läßt am Ende Alles beim Alten bewenden.

Was ist nicht in Wien den ganzen Winter über für Musik in den Concerten gemacht worden, — und wie wenig davon gehörte dem Genre an, welches wir klassische Musik nennen! Die Berechnung des ganzen Verbrauchs macht wahrhaftig keine große Schwierigkeit: Händels »Timotheus«, welcher bei dem auch in diesem Jahre wieder vom Vereine veranstalteten großen Musikfeste zur Aufführung kam, die Concerts spirituels, und theilweise auch die Gesellschafts-Concerte unseres Musikvereins und die Zöglings-Concerte des Conservatoriums — dürften so ziemlich Alles sein, womit im Laufe der ganzen Saison dieses Genre vertreten wurde, mit einigem Erfolge zwar, wie wol nicht zu läugnen, aber keineswegs mit der durchgreifenden Wirkung, welche überhaupt dem großen künstlerischen Werthe dieser Musiken entspräche, oder den übrigen, auf der Höhe der Anerkennung stehenden Leistungen der modernen Virtuosen das Gleichgewicht zu halten vermöchte.

Wenn wir indessen damit zusammenhalten, was in anderen großen Städten heut zu Tage noch für klassische Musik geschieht, so nehmen wir mit unseren Bestrebungen gewiß immer noch eine der vordersten Reihen ein, und wenn wir gleich in vielen Fällen es dulden müssen, daß man, mißtrauisch geworden durch mancherlei Erfahrung, unserm musikalischen Kunsturtheile im Allgemeinen nicht die Geltung mehr zuerkennt, die es sonst hatte, so wissen wir doch

*

immer noch das wahrhaft Gute und Ausgezeichnete, wenn es sich nur irgendwo zeigen will, zu erkennen und zu schätzen und dafür in Begeisterung zu gerathen.

Daß auch in dieser Saison wieder dasjenige, was für alte klassische Musik geschah, von der Gesellschaft der Musikfreunde, von dem zum Theile damit vereinigten Conservatorium, und von den Herren: Baron Lannoy, Titze und Holz, als Unternehmern der Concerts spirituels, ausging, ist um so erfreulicher, als es von dem beharrlichen Streben dieser nur auf sich selber angewiesenen Unternehmungen ein sehr rühmliches Zeugniß gibt, und dies in jedem wahrhaften Kunstfreunde den Wunsch rege macht, daß dieser schöne Eifer für die Sache auch in Zukunft in gleicher Weise fortdauern, und sich der von allen Seiten hereinbrechenden Verflachung unseres Kunstgeschmackes als ein fester Damm entgegen stellen möge!

Insbesondere aber freut man sich, wahrzunehmen, daß die seit einigen Jahren regelmäßig wiederkehrenden großen Musikfeste, für deren Wiedereinführung man in der That dem Verein nicht genug dankbar sein kann, sich immer mehr und mehr zu dem ausbilden, was sie eigentlich sein sollen: zu einem festen Vereinigungspunkte für das so vielfach getheilte, in divergirenden Interessen sich zersplitternde musikalische Leben und Treiben einer großen Stadt, zur Wiederbelebung des wahrhaften Sinnes für große klassische Musik. In der einen, wie in der anderen Hinsicht kann man bereits auch auf erhebliche Resultate hinweisen. Bei diesen Musikfesten trifft man so recht eigentlich das ganze musikalische Wien in Masse versammelt: ein volles Tausend

singend und musizirend auf hoher Tribune, — den weiten Saal und die Gallerien dicht gefüllt mit vielleicht sechs Mal so viel Zuhörern, die jeden Moment erlauschen, in dem sie ihrer Begeisterung Luft machen können, — ein wahrhaft festlicher, herzerhebender Anblick, ein Volksfest, anderer Art zwar, als sie sonst üblich sind, allein gewiß eines im edelsten Style!

Die Concerts spirituels, heuer wieder im landständischen Saale abgehalten, brachten durchaus nur Musiken von berühmten und anerkannten Meistern zur Aufführung, größtentheils in sehr zweckmäßiger und interessanter Auswahl, und mit einem dem Werthe und der Wichtigkeit der Aufgaben entsprechenden Fleiße. Möchte es nur recht lange zum »guten Tone« gehören, diese Concerte zu besuchen! Unter zehn Zuhörern, die etwa schon im Voraus auf die größte Langeweile gefaßt sind, dennoch aber der Mode auch dieses Opfer bringen wollen, um auch unter die Klassisch-Gebildeten rangirt zu werden, unter solchen zehn Zuhörern, (und man trifft dergleichen in diesen Concerten, wie mich Jemand versicherte, der dies ganz gewiß wissen muß,) ist vielleicht denn doch Einer, über welchen plötzlich einmal der Geist der Erkenntniß kommt, und jeder solche Zuwachs eines neuen Streiters kann für das ohnehin so sehr zusammengeschmolzene Häuflein der altklassischen Partei nur als ein offenbarer Gewinn betrachtet werden.

In den vier Gesellschafts-Concerten dagegen, welche von den Mitgliedern unseres Musikvereins im großen Redoutensaale gegeben werden, sucht man sich, so gut

es geht, mit allen Parteien zu verständigen, und diese Tendenz, die freilich bei einem so gemischten, nicht eigentlich blos auf klassische Musik ausgehenden Auditorium vielen Schein der Nothwendigkeit für sich hat, behielt man auch heuer wieder bei. Eine Simfonie von einem alten Meister leitet das Concert ein, dann folgt aber regelmäßig ein modernes Gesangs- oder Instrumental-Solostück, häufig von sehr unentschiedenem musikalischen Werthe, womit aber gewöhnlich der meiste Effekt erzielt wird. Die Aufführungen der Simfonien geschehen nicht immer im Geiste des Tondichters, und es dürfte in dieser Hinsicht die bei ausländischen Conservatorien bestehende Einrichtung, daß regelmäßig auch die Professoren und ersten Künstler der Stadt unter den Mitwirkenden erscheinen, sehr der Nachahmung zu empfehlen sein. Schon die Sache erhielte dadurch eine größere Wichtigkeit, und auch die Produktion selbst würde in doppelter Hinsicht gewinnen, einmal durch diese Herren selbst, die sich ihrer Stellung und vielfachen Uebung nach doch weit besser auf solche Musiken verstehen müssen, als die nur vier Male im Jahre sich damit beschäftigenden Dilettanten, und dann würden auch diese, zwischen so bewährte Künstler zweckmäßig eingereiht, sich mit weit mehr Eifer um die Sache annehmen, und von der Idee zurückkommen, daß es ganz gleichgiltig sei, ob man eine solche Simfonie gut oder schlecht aufführe. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, diese Einrichtung auch bei uns einzuführen?!

Recht Erfreuliches brachten die im Laufe des Winters vom Conservatorium veranstalteten sechs Zöglings-Con-

certe. Wir hörten von dem jugendlichen Orchester mehrere große und schwierige Werke, (Simfonien und Ouverturen) auf eine wirklich ganz ausgezeichnete Weise, mit Geist und Feuer, großer Gewandtheit und Präzision vortragen, so daß manche solche Produktion selbst einem berühmten Orchester als Muster hätte aufgestellt werden können. Herr Professor Gottfried Preyer, der die Uebungen der Zöglinge leitet und auch als Dirigent bei den öffentlichen Produktionen erscheint, verdient für seine so erfolgreichen Bemühungen alles Lob. Aber auch jene Zöglinge, denen, schon mehr in ihrer Kunstbildung vorgeschritten, die Ausführung von Solostücken anvertraut wurde, zeichneten sich hiebei fast insgesammt auf das Rühmlichste aus, und lieferten damit den praktischen Beweis, wie sehr das Conservatorium sich die Ausbildung junger Talente angelegen sein lasse. Ganz besonders aber erregten mehrere Zöglinge der Violinschule durch ihr Talent die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Professoren Hellmesberger, der den Unterricht in den unteren Klassen leitet, und Böhm, dem dann ihre höhere Ausbildung anvertraut wird, können wol auf solche Schüler stolz sein. Minder bedeutend zeigen sich die Gesangstalente, was wol auch überhaupt der Sparsamkeit, womit die Natur Stimmen zu erzeugen pflegt, zugeschrieben werden mag.

Damit ist nun Alles aufgezält, was im Bereiche klassischer Musik im Laufe des ganzen Winters öffentlich zur Aufführung kam. Von neueren Werken, im Sinne der alten Schule gearbeitet, hörten wir zwei Oratorien, das eine: »Saul und David«, Text von Chr. Kuffner,

Musik von Ignaz Aßmayer, k. k. Vice-Hofkapellmeister, das andere: »Noah«, Text von Anton Ritter von Perger, Musik von Franz Hölzl. Aßmayer's Oratorium hat sowol bei seiner ersten, vom Komponisten selbst veranstalteten Aufführung im großen Redoutensaale, als auch späterhin bei der von der Gesellschaft der Tonkünstler zum Vortheile des Pensions-Instituts für ihre Witwen und Waisen im Hofburgtheater veranlaßten zweimaligen Wiederholung sich das ungetheilte Lob aller Kunstkenner und Kunstfreunde erworben, und sich als ein Werk dargestellt, welches durch seine gediegene Ausarbeitung, reichen Wechsel der Melodie und vorzügliche Instrumentirung unter den besten Leistungen der Neuzeit in diesem allmählig wieder mehr in die Mode kommenden Genre einen der vorderen Plätze einnehmen darf. Das Oratorium »Noah«, ganz am Schlusse der Saison zur Aufführung gebracht, ist die erste größere Arbeit eines jungen, man kann sagen, noch ganz unbekannten, allein — nach diesem Werke zu schließen — äußerst talentvollen Wiener Tonsetzers. Der Stoff ist groß und gewaltig, eine sehr schöne und interessante, aber auch höchst schwierige Aufgabe, mit deren Lösung der eben so bescheidene, als anspruchslose Komponist selbst vor einer strengeren Beurtheilung ehrenvoll bestehen müßte. Eben ist auch ein anderer hiesiger Tonsetzer, Preyer, mit der Bearbeitung desselben Sujets beschäftiget, und hoffentlich wird uns schon im Laufe des nächsten Winters Gelegenheit werden, auch dieses Werk öffentlich zu hören, was dann Anlaß zu interessanten Vergleichen geben kann.

Unter der übergroßen Masse von einheimischen und frem-

den Virtuosen und Nicht-Virtuosen, die sich den Winter über in Concerten hören ließen, haben eigentlich blos Drei wirkliches Aufsehen in der musikalischen Welt gemacht: Der Doppelkünstler Giulio Regondi, der Wunderknabe Karl Filtsch, und Sigmund Thalberg, der gefeierte Virtuose der beiden Weltstädte Paris und London. Bei Regondi dauerte es anfangs geraume Zeit, bis sein außerordentliches Talent vom Publikum erkannt und gewürdiget wurde. Die Instrumente, welche er spielte, das Melofon (eine verbesserte Zugharmonika) und die Guitarre, standen in zu großem Glauben der Unbedeutenheit, und man nahm die Sache nur mehr als interessante Spielerei, bestechend durch den Reiz der Neuheit und des Künstlers zierliche Erscheinung, allein immer mehr und mehr drang sich den Zuhörern die Ueberzeugung von dem künstlerischen Werthe dieser Leistungen auf, und man fand diese dann um so bewundernswürdiger, als die Beschränktheit und Unvollkommenheit der beiden Instrumente gar nicht mehr in Frage kam. Schade war es nur, daß, als dieser Virtuose eben im besten Zuge war, die brillantesten Concerte zu machen, sein Reisegefährte, der Cellist Lidel, ein ganz unbedeutender mittelmäßiger Spieler, durch seine Insolenz gegen das Publikum sich und ihm einen Strich durch die Rechnung machte. Das arrogante Benehmen desselben, ganz geeignet, das Virtuosenthum wieder recht sehr herabzusetzen, ist auch seiner Zeit mit Ernst und Nachdruck in öffentlichen Blättern getadelt worden.

In dem zehnjährigen Pianisten, Karl Filtsch, einem Pastorssohne aus Siebenbürgen, hier im Hause einer

kunstsinnigen Dame von hohem Adel erzogen, reift ein Talent seltener Art heran, welches sich vielleicht schon in ganz kurzer Zeit den Ersten seines Faches an die Seite stellen wird, und ihnen vielleicht schon jetzt nur wenig mehr nachgibt. Er spielte nur Ein Mal öffentlich, zu einem wohlthätigen Zwecke, allein dieses Eine Mal war hinreichend, die wirklich ausgezeichneten Fähigkeiten dieses Knaben zu erkennen. Zu oft bei Wunderkindern getäuscht mit unseren sanguinischen Erwartungen und Profezeihungen, sollten wir wol auch in diesem Falle etwas vorsichtiger mit dem Urtheile sein, allein die Selbstständigkeit und Zuversicht, womit dieser muntere und lebhafte Kleine vorträgt, unterscheidet sich wesentlich von der mühsam eingelernten Weise anderer kleiner Virtuosen, und außer der Technik des Spieles tritt auch dessen geistige Auffassung und Durchbildung uns in unverkennbaren Zügen entgegen.

Thalberg gab zwei Concerte für sich und spielte mehrmals auch zu wohlthätigen Zwecken. Er machte diesmal weit mehr Eindruck und Sensation, als vor zwei Jahren, wo man ihn, wie er es indessen immer war, etwas kalt fand. Jetzt trägt er mit viel mehr Feuer, manchmal sogar in Liszt'scher Weise vor, und hat dadurch unendlich viel gewonnen. Diese etwas veränderte Spielweise hat auch sehr viel dazu beigetragen, die alte und wichtige welthistorische, zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und des allgemeinen Friedens überaus nothwendige Frage: »Wer ein größerer Virtuose sei, ob Liszt oder Thalberg?« wieder vom Neuen in Anregung zu bringen, und von M[illegible] [illegible]unsten des Letzteren.

beantwortet worden. Je nu, ein Jeder hat da seine eigene Ansicht, und wenn es ihm beliebt, sagt er heute schwarz, morgen weiß, wie's ihm gerade bequem ist, und dann ist das eben auch keine Sache, die sich beweisen ließe, wie ein Satz aus der Mathematik. Und gesetzt, man könnte es beweisen, was wäre damit gewonnen? Meiner Meinung nach, nichts. Soll uns dann nur der Eine gefallen, dem wir den Vorzug zuerkennen, der Andere gleichgiltig lassen? Ein lächerliches Begehren, und dennoch will man es heut zu Tage fast nicht anders haben, denn nur, indem man alle Uebrigen herabsetzt, glaubt man den Einzelnen zu heben, und daran denkt man nicht mehr, in wie mannigfaltigen Formen die Kunst in die äußere Erscheinung trete, und wie viele, oft himmelweit von einander getrennte Wege nach ihrem Tempel leiten. Man nehme darum Jeden in seiner Weise, und lasse sich nicht beirren von der erst in unseren Tagen so sehr in Schwung gekommenen Mode, heute Diesen, morgen Jenen auf den Altar der Vergötterung zu stellen, und unbedingt Alles zu verwerfen, was außer ihm ist. Es soll keine Monopole geben in der Kunst, und wo sie noch bestanden, waren sie ein Unglück!

Dem Namen Thalberg füge ich hier gleich den Namen eines anderen jungen Pianisten bei, Eduard Pirkhert, der, ebenfalls aus der Wiener Schule hervorgegangen, auf dem besten Wege ist, ein bedeutender Künstler zu werden. Nenne ich dann noch aus der schweren Menge von Klavierspielern, welche wir auch in dieser Saison wieder hörten, und die nachwachsen, wie die Köpfe der Hydra, je mehr man deren abschlägt, Carl Evers, einen

tüchtigen Techniker, und den blinden Balzar, so ist wol so ziemlich Alles erwähnt, was der Rede werth.

Nächst dem Piano war die Violine das dominirende Instrument der Saison. Ein Künstler ersten Ranges, wie Beriot und Ernst im vorigen Winter, hat sich indessen diesmal nicht blicken lassen. Der Concertist Camillo Sivori aus Genua, als Schüler Paganinis sich ankündigend, schien anfangs, gehoben durch den Namen seines Lehrers, mehreres Interesse erwecken zu wollen, welches sich aber sehr bald wieder verlor, indem seinem sonst recht gewandten und vorzüglichen Spiele dasjenige abgeht, ohne was kein Künstler bestehen kann: Seele! Ein Zögling des Pariser Conservatoriums, Cölestin Tingry, der hier zwei Concerte gab, ist noch zu sehr Anfänger, um auf eine besondere Aufmerksamkeit Anspruch machen zu dürfen. Unsere jungen Violinisten Minkus, Hellmesberger, Simon, Strebinger, Leuthner u. A., Knaben von 10 — 14 Jahren, sind ihm in manchen Stücken bedeutend vor. Der Ballettänzer Arthur St. Leon spielte im Theater mehrere Violinpiecen mit Beifall, was ihn bewog, selbst ein förmliches Concert zu geben, worin es ihm jedoch nicht gelang, die Anforderungen der Kritik, die natürlich von dem, was er in einem anderen Fache leistet, keine Notiz nehmen kann, zufrieden zu stellen.

Im Theater hörten wir Vimercati, der die Mandoline meisterlich spielt, und den Hornisten Eisner aus Petersburg, einen schon aus früherer Zeit rühmlichst bekannten Künstler, den wir wol gerne, wärend seines längeren Aufenthaltes in Wien, öfters gehört hätten. Einen

ausgezeichneten Clarinettisten lernten wir in Bärmann aus München kennen, einen vortrefflichen Flötisten in dem jungen Neapolitaner Giulio Briccialdi. Die Künstlerfamilie Lewy produzirte sich mehrmals mit vielem Beifalle. Ein Guitarrist, Pique, that sich blos durch sein geläufiges Spiel hervor, war aber im Uebrigen ganz unbedeutend.

Concerte gaben noch die Sängerinen Luczek und Hoffmann vom Hofoperntheater, der junge Tonsetzer Füchs, der mehrere seiner, von einem sehr achtbaren Talente zeugenden Kompositionen zur Aufführung brachte, Joachim Hoffmann, ein Komponist in der Form der älteren Schule, der Kontrabaßspieler Hindle, und außerdem wurden auch zu verschiedenen wohlthätigen Zwecken mehrere große musikalische Akademien arrangirt, wobei meistentheils auch unsere ersten Künstler, fremde Virtuosen und die italienischen Sänger mitwirkten. So wurden für den Bürgerspitalsfond, das Blinden-Institut, die Elisabethinerinen, die Kinderbewahr-Anstalten und andere derlei Humanitäts-Anstalten die brillantesten Concerte abgehalten, zu deren Unternehmung fast immer auch von Ihrer k. k. Majestät, der alles Gute und Nützliche mit wahrhaft mütterlicher Liebe und Sorgfalt fördernden und beschützenden Kaiserin-Mutter, die erste Anregung ausging. Diese Concerte bestanden in der Regel aus den beliebtesten und brillantesten Nummern von Musiken jeden Genres, eines insbesondere auch nur aus Schubert'schen Kompositionen. Mad. Hasselt-Barth gab nach ihrer Wiedergenesung ein Concert zum Besten einer armen Familie. —

Wenn man so diese horrende Menge von Virtuosen, die sich in Einer Saison zusammenfinden, mit Einem Blicke überschaut, und sich die Frage stellt: »Was die Ersten und Besten derselben in Beziehung auf das Allgemeine der Kunst wahrhaft Großes leisten?« so kann man sich wol nicht verhehlen, daß dessen nur äußerst wenig zum Vorscheine kommt, daß die Richtung der Virtuosen durchgehends nur eine höchst subjektive, auf das Interesse des Augenbicks berechnete ist, und daß dem ganzen heutigen Virtuosenthum ein künstlerischer Aufschwung äußerst Noth thäte. Einige tonangebende Erscheinungen können uns zwar für einige Zeit mit diesen Tendenzen versöhnen, allein wenn diese einmal abtreten vom öffentlichen Schauplatze, was bleibt uns übrig als dauernde Erinnerung an ihr Wirken? — Nichts, wenn man nicht ihre aus fremden Ideen erzeugten Schöpfungen, diese Fantasien, Variazionen, Potpourris, Impromtus, Uebertragungen, Bearbeitungen, welche an die Stelle der ehemaligen Concerte, Sonaten, Trios u. dgl. getreten sind, für Etwas gelten lassen will. Die Etude ist jetzt noch das Einzige, wozu die Virtuosen noch ihre eigene Erfindung brauchen, alle übrigen einst gangbaren Arten der Concertmusik sind rococo, und es wird nichts mehr dafür gethan, sie wieder in die Mode zu bringen. Es ist traurig, daß es so ist, aber es ist so!

A.

Aus dem Leben eines Hundes.

Vor acht Tagen etwa ging ich in der Rothenthurmstraße spaziren. Ein schöner weißer Pudel flog im gestreckten Laufe an mir vorbei, und dicht neben mir entfiel ihm ein nach Art eines Briefes zusammengelegtes, schwarzgesiegeltes Papier. Ich hob es auf. Es trug die Adresse: »Meinen undankbaren und grausamen Verfolgern,« und auf dem Siegel war ein sterbender Hund abgebildet, mit der Devise: »Toujours fidele jusqu'à la mort!«

Nicht umsonst hatte der Zufall diese fliegende Depesche vor meine Füsse gebracht, ich erbrach das Siegel, schlug das Blatt auseinander, — eine wahre Hundeschrift — und — las:

Frippons Vermächtniß.

Wien am 1. August 1841.

In diesen gefährlichen Zeiten, worin selbst ein ordentlicher, solider Hund seines Lebens nicht mehr sicher ist, wo man uns überall Schlingen stellt und die Prügel unter die Füsse wirft, und uns Allen gerne die Haut abziehen möchte, wird es gewiß Niemanden befremden, wenn auch wir bei Zeiten unsere Angelegenheiten in Ordnung zu bringen suchen, damit der Schlag, der uns früh oder spät treffen wird, uns nicht unvorbereitet finde.

Die Menschen haben einen Vertilgungskrieg gegen uns begonnen, und grausam unseren Untergang beschlossen. Nirgends sind wir sicher, und schon die nächste Minute

kann unserem angsterfüllten Dasein ein Ende machen. Und nur gegen uns wüthen sie so, gegen uns, ihre steten und treuen Begleiter, die wir ihr Hab' und Gut viel tausend Mal bewacht, viel tausend Mal ihr Leben beschützt und gerettet haben! Die Undankbaren! sie haben Alles vergessen, sie können uns hinmorden sehen mit gleichgiltiger Miene, unsere weltberühmte Treue ist ihnen zum Spotte geworden!

Auch mich — mir sagt es eine dunkle Ahnung — wird das einst so gefürchtete Schicksal, das jetzt vom Menschen auf den Hund gekommen ist, ereilen. Um meine Memoiren zuschreiben, dazu ist mir, ich besorge es, die Zeit zu kurz zugemessen, allein dieses mein Vermächtniß will ich schnell noch der Oeffentlichkeit übergeben; es soll, so ich einst nicht mehr bin, der Welt Kunde geben von unserer Bedrängniß, unserer qualvollen Existenz.

Ich nehme Abschied von euch, meine lieben Kollegen, traurigen, zärtlichen Abschied. Vielleicht finden wir uns unter besseren Verhältnissen wieder! Vergebt mir, wenn ich euch ein Leid gethan, vergebt mir, wenn ich euch gezaust bei unseren kindischen Spielen auf der Straße, vergebt mir, wenn ich euch manchen guten Bissen aus dem Munde riß, euch manchmal das Herz eurer Liebchen abwendig machte, — nur der Menschen Beispiel war es, das mich zu diesen Fehlern verleitete. Ich weis, ihr werdet mich oft in eueren frohen Kreisen vermissen, und mein Andenken nicht so leicht vergessen, denn, wenn ich mich gleich, durch Verhältnisse bestimmt und um mein armes Leben zu fristen, nach dem strengen Wunsche meiner Herren mit den

höheren Künsten befassen mußte, mit Aufwarten und Apportiren, mit Schildwachstehen und Sprüngemachen, so habe ich doch nie in eurer Mitte mein Wissen geltend gemacht, und mich immer bemüht, ein Hund zu sein, was ich nur konnte. Ihr wißt, daß ich selbst bei Uebernahme meiner Studien mich nur in das Unvermeidliche fügte, und daß ich niemals die berühmten Autoritäten eines Fido-Savant und des sogenannten gelehrten Hundes, genannt Mohr, anerkannt habe.

Auch von euch, ihr Lieblingsplätzchen meines Wiens, nehme ich Abschied, von der Bastei und dem Glacis, wo ich so glückliche Stunden verlebte. Frippon geht und nimmer kehrt er wieder! Nicht brauche ich mehr zu zittern vor der Peitsche oder dem Stocke meines Herrn, nicht darf ich mehr in banger Erinnerung über den Vögelmarkt wandern, wo man mich alljährlich mit Stricken band und wehrlos machte und mir mein schönes Kleid vom Leibe schnitt.

O ihr, denen dieses Blatt in die Hände fällt, und die ihr niemals Hunde gewesen seid, ihr freilich fasset und begreifet es nicht, welch' ein trauriges Dasein wir dahinschleppen, wie wir gepeiniget werden und verfolgt, und wie man Alles lieber wünschen sollte, als ein Hund zu sein. Glaubt mir, ich fühle dies schmerzlich, doch bin ich nun einmal ein Hund, und werde nicht in meinen alten Tagen noch etwas anderes werden.

Und doch, welches Thier dient dem Menschen treuer? welches hat mehr für ihn gethan? welches öfter sein Leben für ihn geopfert? Allein, das Alles zält ihr nicht. Und woran liegt's? — — Wir haben kein öffentliches Organ, das uns vertritt

und vertheidiget, kein Journal, keine — Hundezeitung.

Wie wär's, wenn wir diesem schon längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen würden durch Gründung eines solchen Blattes auf Aktien? Ich glaube, die Sache könnte sich machen. Das Programm wäre bald in Ordnung, ungefähr so:

„Allgemeine teutsche Hundezeitung".

»Das Hauptblatt würde Erzälungen von den Thaten und Biografien ausgezeichneter Hunde enthalten, Anekdoten und Ereignisse, die Aufsehen machen.

Dann käme ein Verzeichniß der verstorbenen Hunde, nebst kurzen biografischen Notizen, merkwürdigen Charakterzügen, Sonderbarkeiten, Abenteuern u. dgl.

Dann Anzeigen über die in Verlust gerathenen Hunde.

Von Theaterreferaten würden hauptsächlich solche aufgenommen werden, wo Hunde in einem Stücke vorkommen. Desgleichen über die Gastspiele berühmter reisender Hunde. Was unter'm Hunde ist, bleibt unbesprochen.

Eine eigene Rubrik würde »der Hundsadvokat« sein, mit der Tendenz, verkannte Talente zu vertheidigen, verfolgte in Schutz zu nehmen, mit einem Worte, die Interessen dieser armen Geschöpfe »vom hündischen Standpunkte aus« zu vertreten.

Das Blatt würde am passendsten an den Hundstagen erscheinen, und durch wohldressirte Bull-doggs den Abonnenten in das Haus gebracht werden.

Auch an Bilderbeilagen könnte man es nicht fehlen lassen. Ich schlage dazu vor Portraits berühmter Hunde, nebst Facsimile, z. B.

1) den Hund des Aubry de Mont-Didier,

2) den Hund des Herrn Guerra aus den »Räubern in den Abruzzen,«

3) den Hund vom St. Gotthard, und

4) den Hund des Herrn Fenzl.

Die Zeitung würde blos von Hunden geschrieben werden. Der Bullenbeißer wäre Dramaturg, der Pudel, der gut auf den Beinen sein muß, übernähme die übrigen Theaterreferate, der Mops lieferte Novelletten, der Kettenhund die langen Erzählungen, wo ein Glied in das andere geht, und wo man vor lauter Fortsetzungen das Ende nicht erlebt, der »Pintschl« bespräche das öffentliche Leben, die Tanzsäle, Gast- und Bierhäuser, der Amerikaner schriebe über das Ballet, der Bologneser über die Oper, der Dachshund machte Verse, das Schoßhündchen Räthsel und Charaden, der Spitz hätte die Tagsanekdoten mitzutheilen, die sogenannten »Pummerln« brächten Gelegenheitsgedichte, die Jagdhunde müßten Notizen aus allen möglichen fremden Zeitungen auftreiben, die Newfoundländer und englischen Hunde müßten sich auf die ausländische Literatur werfen, und die Fanghunde würden zum — Pränumerantensammeln ausgeschickt.

Als Titelvignette fände ich den Cerberus sehr passend, dessen drei Köpfe für die »äußerste Rechte,« für die »äußerste Linke,« und für die »gerechte Mitte« ein sehr bezeichnendes Emblem bilden würden.

Der Styl der Mitarbeiter müßte ganz modern teutsch sein, d. h. so, daß Jemand, der außer der teutschen keine

*

andere Sprache spricht, wenn er die Aufsätze lesen und verstehen will, ein französisches, englisches und italienisches Wörterbuch neben sich liegen haben muß. Es ist dies eigentlich — wie mir einmal einer meiner Herren, ein großer Schriftgelehrter, im Vertrauen sagte — der größte Fortschritt, den die Teutschen in neuerer Zeit gemacht haben, denn nur so können sie es nach und nach dahin bringen, daß einmal jeder Franzose, Engländer und Italiener, wenn er auch kein teutsches Wort gelernt hat, ein teutsches Werk oder Zeitungsblatt vom Fleck weg zu lesen und zu verstehen im Stande sein wird. Das Teutsche könnte auf diese Art einst noch die allgemeine Sprache für die ganze Welt werden, — wenn nur die Teutschen selbst dann vielleicht nicht am wenigsten davon verstehen!« —

Käme dieses mein Projekt einer »allgemeinen teutschen Hundezeitung« zur Ausführung, dann beklage ich mein Scheiden nicht, und will alle Unbill, die mir widerfuhr, vergessen haben. Noch einmal, lebt alle wohl, meine Gespielen und Freunde, auch du Finette, untreu gewordene, nie vergessene Geliebte!

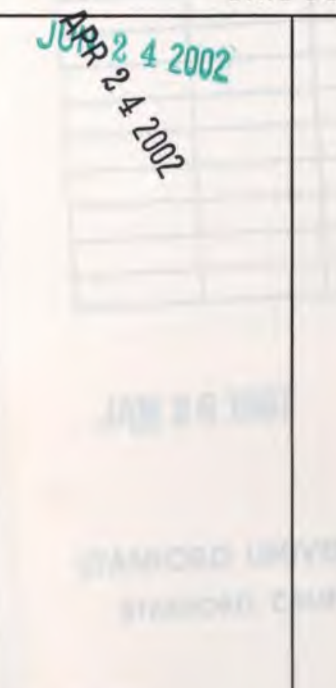
Frippon m. p. Pudel.

Ich hatte eben das Blatt zu Ende gelesen, als ein Jammerton an mein Ohr schlug. Es war Frippon, der in enge Haft genommen wurde, — seine Ahnung war nur zu wahr gewesen! Er hat jetzt ausgerungen, — und wie es sein Wunsch war, übergebe ich nun hier sein Vermächtniß der Oeffentlichkeit. Sit ei terra levis!

A.




Stanford University Libraries
3 6105 013 788 026


JUN 2 4 2002
APR 2 4 2002

